Die

Eroberung Florida's

unter

Hernando de Soto,

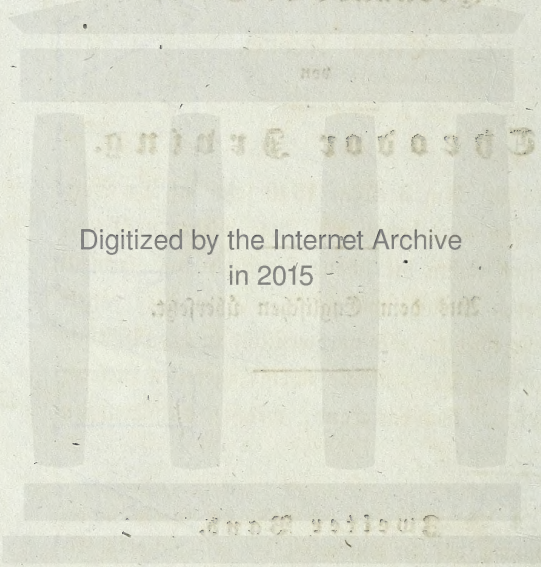
von

Theodor Irving.

Aus dem Englischen übersetzt.

Zweiter Band.

Berlin, 1836.
Verlag von Duncker und Humblot.



Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/dieeroberungflor21irvi

RBR
Jantz
#1615

Erstes Kapitel.

1540. Am 3. Mai 1540 setzte sich De Soto auf seinem abentheuerlichen Zuge wieder in Bewegung und nahm die schöne Fürstin von Cofachiqui und deren Gefolge mit sich*). Sein Weg führte ihn jetzt nördlich oder nordwestlich, in der Richtung der Provinz Cosa, welche zwölf Tagereisen entfernt sein sollte. Da das Land, welches die Truppen

*) Die Gefangennahme dieser Fürstin beruht in der Mittheilung auf der Authorität des portugiesischen Geschichtschreibers. Der Inca Garcilaso de la Vega erwähnt derselben nicht. Jener giebt zu verstehen, daß sie nachlässig behandelt worden sei; allein dies steht im Widerspruch mit dem allgemeinen Verfahren De Soto's gegen die Kaziken, die er als Geißeln zurückhielt.

zu durchziehen hatten, der Schilderung nach, Mangel an Lebensmitteln litt, so wurden Gonzalo Silvestre und zwei andere Cavaliere mit einem starken Trupp Reiterei und Fußvolk nach einem, zwölf Meilen entlegenen Dorfe abgeschickt, wo sich eine große Niederlage von Getreide befand, welches sie Befehl hatten aufzuladen und damit dem Hauptmann sich wieder anzuschließen.

Silvestre und seine Gefährten richteten ihren Auftrag mit glücklichem Erfolge aus, nahmen so viel Mais zu sich, als sie fortschaffen konnten, und eilten zum Heere zurück, dessen Spuren sie jedoch erst nach Verlauf von fünf Tagen zu entdecken vermochten, worauf sie fanden, daß dasselbe auf seinem Marsche ihnen eine beträchtliche Strecke vorausgeeilt war. Jetzt traten einige Schwierigkeiten ein. Das Fußvolk drängte vorwärts, die Reiter dagegen zauderten. Drei ihrer Pferde waren erlahmt und es war nicht rathsam, diese schätzbaren Thiere zurückzulassen, die als die Nerven des Heeres betrachtet wurden, nicht nur wegen ihrer wirklichen Dienste, sondern auch wegen des außerordentlichen Schreckens, welches sie den Wilden einflößten.

Es zeigte sich auf eine Weile ein meuterischer Geist unter dem Fußvolk, welches, aus Furcht vor

einer Trennung von dem Hauptcorps, auf eine stürmische Weise sich in Bewegung setzte. Seine Hauptleute warfen sich ihm jedoch entgegen, aber nur mit Mühe zwangen sie es, bei der Reiterei zu bleiben, die sich langsamen Schrittes und im Verhältniß mit der Beschaffenheit der erlahmten Pferde vorwärts bewegte.

Am folgenden Tage, als der Marsch bei der Hitze der Mittagssonne fortgesetzt wurde, erhob sich plötzlich ein heftiger Orkan, der mit furchtbarem Donner, Blitz und Hagel von solcher Größe, daß er Alles verwundete, was von ihm getroffen wurde, begleitet war. Die Spanier suchten sich durch ihre Schilde zu schützen, oder flüchteten sich unter einige große Bäume, welche zufällig am Wege standen. Glücklicherweise war der Orkan von eben so kurzer Dauer, wie er heftig war; nichtsdestoweniger waren die Soldaten von den Hagelkörnern so wund geschlagen worden, daß sie den übrigen Theil dieses und den folgenden Tag gelagert blieben.

Am Morgen des dritten Tages setzten sie ihren Marsch fort, kamen durch verschiedene verlassene Weiler und überschritten endlich die Grenzen einer Provinz, Xuala genannt, wo sie zu ihrer großen Freude den Adelantado mit seinen Truppen

in einem lieblichen Thal gelagert und ihrer Ankunft harrend antrafen.

De Soto war auf seinem Marsche durch die Provinz Achalaque *), den elendesten Landstrich in ganz Florida, wie der portugiesische Berichterstatter sagt, gekommen. Die Einwohner waren ein schwaches, friedfertiges Volk, fast nackend. Sie nährten sich hauptsächlich von Kräutern, Wurzeln und wildem Geflügel, welches sie mit ihren Pfeilen erlegten. Ihr Kazike brachte dem Gouverneur zwei Rehfelle, die er als ein bedeutendes Geschenk zu betrachten schien. Wilde Hühner waren in solcher Menge vorhanden, daß in einem Dorfe die Einwohner deren siebenhundert in das spanische Lager brachten **). Die meisten Bewohner dieser traurigen Provinz entflohen bei der Annäherung der Spanier in die Wälder und ließen in ihren Dörfern nur die Greise, Blinden und Gebrechlichen zurück.

*) Wird in der portugiesischen Erzählung Chalaque geschrieben. Es wird vermuthet, daß es das dürre Land der Cherokees sei.

**) Offenbar die Haselhuhnart, welche das Prairiehuhn genannt wird.

Das Heer blieb mehrere Tage in Xuala*), um die Pferde sich erholen zu lassen. Das mit der Provinz gleichnamige vornehmste Dorf lag am Rande eines Gebirges und an einem kleinen, aber schnell dahinströmenden Fluß. Hier fanden die Spanier Mais im Ueberfluß, wie auch verschiedene Arten von Früchten und Vegetabilien, die im Lande überall vorkamen.

Dieser Ort stand unter der Botmäßigkeit der jungen Fürstin von Cofachiqui, und hier wie auf dem ganzen Wege überhaupt, erkannten die Spanier den Vortheil, sie bei sich zu haben. Sie wurden stets mit großer Ehrfurcht von den Einwohnern der Dörfer behandelt und, auf ihren Befehl, versahen dieselben die Spanier mit Lebensmitteln und Trägern zum Fortschaffen des Gepäcks. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß De Soto, so weit es ihm seine Mittel erlaubten, bei allen Gelegenheiten die Gefälligkeit der Eingebornen zu erwiedern bemüht war, indem er den ihn freundschaftlich behandelnden Häuptlingen Geschenke machte,

*) Xuala oder Choula lag, wie man vermuthet, auf der nämlichen Stelle, wo jetzt die Stadt Qualatehe steht, an der Quelle des Catahootche-Flusses. S. M'Culloch's **Researches, Appendix III.**

und jedem ein Paar Schweine, männlichen und weiblichen Geschlechts, zur Zucht zurückließ.

Beim Aufbruch von Xuala begleitete ein Theil der Einwohner, mit Lebensmitteln beladen, die Spanier. Der erste Tagesmarsch führte durch ein, mit Maisfeldern von üppigem Wachsthum bedecktes Land. De Soto hatte die westliche Richtung eingeschlagen, um eine Provinz, Quaxale genannt, wo die Grenzen der Staaten der Fürstin oder vielmehr ihrer zinsbaren Kaziken sich befanden, aufzusuchen. Während des Marsches stieg die Kazikin aus der Sänfte, in der sie getragen wurde, entwischte den indianischen Sclaven, die mit ihrer Bewachung beauftragt waren, und flüchtete in das Dickicht eines benachbarten Waldes. Ihre Flucht wird von dem portugiesischen Geschichtschreiber erzählt, jedoch ohne eine besondere Ursache dafür anzugeben; wahrscheinlich fürchtete sie, über die Grenzen ihrer Staaten hinaus als Gefangene fortgeführt zu werden. Was die Spanier sehr bedauert zu haben scheinen — wenn wir der Autorität, auf die wir so oft hingewiesen haben, Glauben beimessen dürfen — war der Umstand, daß sie ein, mit schönen, ungebohrten Perlen von großem Werth angefülltes Rohrkästchen, von den Indianern Petarca genannt,

mitgenommen hatte *). Zwei Negersclaven und ein berberischer Maure begleiteten sie auf ihrer Flucht und wurden, wie später in Erfahrung gebracht ward, von den Eingebornen, welche erfreut waren, etwas zu besitzen, was den weißen Männern gehört hatte, versteckt gehalten.'

In den nächsten fünf Tagen zogen die Spanier über eine, mit Eichen und Maulbeerbäumen bedeckte und mit Thälern, die reich an Weideplätzen und von klaren und reißenden Strömen bewässert waren, abwechselnde Gebirgskette. Diese Gebirge waren zwanzig Meilen breit und völlig unbewohnt **). Auf dem beschwerlichen Marsch durch

*) Portugiesische Erzählung, 15. Cap.

**) Wahrscheinlich die Grenze der Gebirgskette Apalachian oder Allegany, welche durch den nördlichen Theil von Georgien sich hinzieht. Martin läßt in seiner Geschichte von Louisiana die Spanier den Staat Tenessee durchziehen und selbst in den Staat Kentucki bis zum 37. Grade der Nordbreite vordringen. Dies ist offenbar irrig, da sowohl der portugiesische, wie der spanische Chronist erzählen, daß De Soto von der Provinz Xuala aus eine westliche Richtung nahm, und da wir ihn nach Verlauf weniger Tage an den Ufern des Canasaugaflusses finden.

Belknap vermuthet (vol. I. pag. 189.), daß die Spanier die Gebirge unterhalb des 35. Grades der Breite überschritten haben.

diese öde Gegend geschah es, daß ein Fußknecht einem Reiter, seinem Freunde, zurufend, aus seinem Quersack einen leinenen Beutel hervorzog, der mit sechs Pfund Perlen, die er wahrscheinlich aus einem der indianischen Gräber entwendet hatte, gefüllt war, und diese Perlen seinem Freunde zum Geschenk anbot, da er es herzlich müde war, sie auf seinem Rücken zu tragen, obwohl er ein Paar breite Schultern hatte, um die Ladung eines Maulthiers tragen zu können. Der Reiter weigerte sich, ein so unbedachtsames Anerbieten anzunehmen. „Behaltet sie selbst," sprach er, „Ihr gebraucht sie höchst nöthig. Der Gouverneur beabsichtigt, binnen Kurzem einen Boten nach Havana zu schicken, dem Ihr diese Geschenke mitgeben, sie dort verkaufen und für den Ertrag drei bis vier Pferde erhalten könnt, so daß Ihr dann nicht länger zu Fuß zu gehen nöthig haben werdet."

Juan Terron verdroß die Zurückweisung seines Anerbietens. „Wohlan," rief er aus, „wenn Ihr sie nicht haben wollt, so schwöre ich, sie nicht tragen zu wollen, und sie sollen hier bleiben." Und mit diesen Worten band er den Beutel auf, schwenkte ihn, als wollte er Saat aussäen, und streute die Perlen nach allen Seiten unter das Dickicht und Gras umher. Darauf steckte er den

Beutel wieder in seinen Quersack, als wäre er mehr werth, denn die Perlen, ging fort und ließ seinen Kameraden und andere Zuschauer voll Staunen über seine Thorheit stehen.

Die Soldaten suchten eifrigst nach den umher gestreuten Perlen und fanden deren dreißig wieder. Als sie ihre bedeutende Größe und Schönheit — denn keine derselben war gebohrt und in der Farbe entstellt — sahen, bejammerten sie den Verlust der vielen übrigen, da man in Spanien für alle zusammen mehr als sechstausend Ducaten erhalten haben würde. Diese auffallende Thorheit gab zu einem gemeinen Sprichworte im Heere Veranlassung, indem man zu sagen pflegte: „Es giebt keine Perlen für Juan Terron.“ Der arme Bursche selbst wurde ein Gegenstand fortwährender Scherz- und Spottreden, bis er endlich, sein widersinniges Verfahren einsehend, seine Kameraden dringend bat, ihn dieserhalb nicht länger zu verspotten *).

*) Garcilaso de la Vega. L. 3. C. 20.

Zweites Kapitel.

1540. Das Heer gelangte, nachdem es seinen Weg durch diese gebirgige Wildniß zurückgelegt hatte, in die Provinz Guaxule. Als die Spanier sich der Hauptstadt bis auf eine halbe Meile genähert hatten, sahen sie den Kaziken herankommen und in seinem Gefolge fünfhundert Krieger, die mit kostbaren Mänteln von verschiedenen Fellen bekleidet und mit buntfarbigen Federn geschmückt waren. In diesem Aufzuge nahete sich der Kazike dem Gouverneur, empfing ihn mit großer Artigkeit und geleitete ihn nach seinem Dorfe, welches aus dreihundert Häusern bestand, eine liebliche Lage hatte und von kleinen Bächen, welche in den benachbarten Gebirgen entsprangen, bespült wurde. Der Gouverneur ward in dem Hause des Kaziken untergebracht, welches auf einem Wall errichtet und

von einer Terrasse, welche die Breite hatte, daß auf ihr sechs Personen neben einander gehen konnten, umgeben war.

De Soto rastete hier vier Tage, um über das benachbarte Land Auskunft zu erhalten, und in dieser Zeit beschenkte ihn der Kazike mit dreihundert Hunden, deren Fleisch den Spaniern zur Nahrung diente, obwohl es von den Eingebornen nicht gegessen wurde *). Das Heer setzte sich dann wieder in Bewegung und nahm seinen Weg längs den Ufern eines großen und majestätischen Flusses, den die vereinigten Gewässer der, diese Provinz durchschneidenden vielen Bäche gebildet hatten **).

Am zweiten Tage des Marsches gelangten die Spanier nach der kleinen Stadt Canasauga ***), wo ihnen zwanzig Indianer entgegen kamen, welche Körbe mit Maulbeeren trugen, — eine Frucht, die in dieser Gegend, gleich den Haselnüssen und Pflaumen, in großer Fülle vorhanden war.

*) Portugiesische Erzählung, Cap. 13.

**) M'Culloch hält diesen Fluß für den, in den Coosa sich ergießenden Etowee.

***) Dieser indianische Ort hat wahrscheinlich dem Connesargo, einem der kleinen Nebenflüsse des Coosa, den Namen gegeben. S. M'Culloch's Researches, p. 325.

Nach einem fünftägigen Marsch durch ein wüstes Land, bekamen sie am 25. Juni Ichiaha, dreißig Meilen von Guaxale entfernt, zu Gesicht*).

Dieses Dorf stand auf dem einen Ende einer, über fünf Meilen langen Insel. Der Kazike kam dem Gouverneur entgegen, um ihn zu empfangen, und bewillkommnete ihn freundlich, und auf dieselbe liebreiche und zutrauliche Weise behandelten seine Krieger die spanischen Soldaten. Sie gelangten in Kähnen und auf eigends zu diesem Zweck verfertigten Flößen über den Fluß und wurden von den Indianern in ihren Häusern untergebracht. Die meisten Soldaten lagerten sich jedoch um das Dorf her unter Bäumen und ließen ihre abgematteten Pferde der reichen und üppigen Weide auf den benachbarten Wiesen sich erfreuen. Die Spanier fanden in diesem Dorfe eine Quantität Bärenfett, welches in Töpfen aufbewahrt wurde, so wie Wallnußöl und einen Topf mit Honig. Den letztern hatten sie bisher noch nicht angetroffen und fanden ihn auch auf allen ihren übrigen Zügen nicht wieder vor.

Während des Aufenthalts in der Stadt Ichiaha war der Gouverneur, wie gewöhnlich, emsig in

*) Wird in der portug. Chronik Chiaha geschrieben.

seinen Nachforschungen nach edlen Metallen. Der Kazike ertheilte ihm auf seine Fragen die Auskunft, daß etwa dreißig Meilen nordwärts eine Provinz mit Namen Chisca liege, wo Kupfergruben seien und auch ein anderes Metall von derselben Farbe, jedoch schöner und glänzender, sich vorfinde. Er sagte aus, es werde von den Eingebornen nicht so häufig, wie das Kupfer, gebraucht, da es weicher sei, aber es werde von ihnen bisweilen mit diesem Metall zusammengeschmolzen. Diese Nachricht machte die Aufmerksamkeit De Soto's rege, da sie mit Dem übereinstimmte, was er in Cofachiqui erfahren, wo er kleine Beile von Kupfer, mit Gold vermengt, angetroffen hatte. Er wollte daher aufbrechen, um die Gruben aufzusuchen; allein der Kazike sagte ihm, daß der Weg durch eine unbewohnte Wildniß und über Gebirge, die für Pferde nicht zu passiren seien, führen würde, und rieth ihm daher, nach der Provinz Chisca einzelne Personen abzusenden, denen er Wegweiser mitzugeben sich bereit erklärte.

De Soto nahm diesen Rath an. Juan von Villalobos und Franzisco von Silvera, zwei unerschrockene Krieger, boten sogleich ihre Dienste an und machten sich denn auch auf den Weg, und zwar zu Fuß und ihre Pferde zurücklassend, da

diese ihnen in dem rauhen Lande, durch welches sie reisen mußten, nur lästig und hinderlich gewesen sein würden. Nach Verlauf von zehn Tagen kehrten sie nach dem Lager zurück und erstatteten ihren Bericht. Ein Theil ihres Weges hatte sie durch ein, vermöge seines Getreidebaues und seiner Weiden, herrliches Land geführt, wo sie bei den Eingebornen eine gute Aufnahme und Bewirthung gefunden. Sie hatten bei ihnen eine Büffelhaut, von einem Zoll Dicke und mit Haaren besetzt, die so weich wie Schafwolle waren, angetroffen, und dieselbe, wie gewöhnlich, fälschlicher Weise für eine Ochsenhaut gehalten. Im Laufe ihrer Reise waren sie über so rauhe, schroffe und steile Gebirge gekommen, daß ein Heer ihnen hätte unmöglich folgen können. Was das gelbe Metall betraf, von dem sie gehört hatten, so war dasselbe, wie es sich ausgewiesen hatte, nichts weiter als eine feine Gattung Kupfer oder Erz, wie ihnen deren bereits aufgestoßen war; sie hielten es übrigens, nach dem Anschein des Bodens zu urtheilen, für wahrscheinlich, daß in der Umgegend sowohl Gold wie Silber sich vorfände *).

*) Garcilaso de la Vega, L. 3. Cap. 20. Portug. Erzählung, Cap. 16. Die hier erwähnten Gebirge wer-

In der Zeit, wo De Soto in dem Dorfe die Rückkehr der beiden Soldaten von den Gruben abwartete, hatten verschiedene Vorfälle stattgehabt. Der Kazike kam eines Tages zu dem Gouverneur und überbrachte eine, fünf Fuß lange Perlenschnur zum Geschenk. Diese Perlen waren so groß wie Lambertsnüsse, und wären sie nicht auf dem Wege des Feuers gebohrt worden, was sie verfärbt hatte, so würden sie von unermeßlichem Werthe gewesen sein. De Soto nahm sie dankbar entgegen und überreichte dem indianischen Häuptling als Gegengeschenk Stücke Sammet und Tuch von verschiedenen Farben und andern spanischen Tand, der von den Eingebornen sehr geschätzt wurde. Der Kazike gab auf die von De Soto an ihn gerichtete Frage zur Antwort, daß die Perlen in der Nähe erhalten worden wären, und bemerkte außerdem, daß in dem Grabe seiner Vorfahren eine unermeßliche Menge angehäuft sei und daß es den

---

den für die, durch den nördlichen Theil von Alabama laufende Gebirgskette Apalachian gehalten. Das in neuerer Zeit ausgemittelte Vorhandensein von Gold in verschiedenen Theilen der nördlichen Staaten beweis't, daß viele dieser indianischen Berichte in Wahrheit gegründet waren.

Spaniern frei stehe, von diesen Perlen so viele zu nehmen, wie ihnen belieben werde. Der Adelantado dankte ihm für seinen guten Willen, setzte indeß hinzu, daß so sehr er auch nach Perlen begierig sei, er doch nie das Heiligthum der Todten beschimpfen werde, um deren zu erlangen; und er nehme die Perlenschnur an, weil es ein Geschenk aus des Häuptlings Händen sei.

Da De Soto den Wunsch ausdrückte, das beim Auslösen der Perlen aus den Schalen beobachtete Verfahren zu sehen, so schickte der Kazike auf der Stelle zwanzig Kähne ab, um während der Nacht Austern zu fischen. Am folgenden Morgen in der Frühe wurde am Ufer des Flusses Holz zusammengetragen und aufgeschichtet, welches, nachdem es in Brand gesteckt worden war, bald in glühende Asche sich verwandelte. Kaum waren die Kähne angekommen, als die Asche ausgebreitet und die Austern auf sie gelegt wurden. Die Schalen öffneten sich vermöge der Hitze und aus einigen der ersten der auf diese Weise geöffneten Austerschalen erhielten die Indianer zehn bis zwölf Perlen in Erbsengröße, welche sie dem Gouverneur und dem Kaziken, die als Zuschauer daneben standen, überreichten. Sie waren von schöner Qualität, jedoch durch das Feuer und den Rauch etwas ver-

färbt worden. Die Indianer liefen Gefahr, den auf diesem Wege gewonnenen Perlen außerdem noch dadurch zu schaden, daß sie dieselben mittelst eines erhitzten kupfernen Instruments durchbohrten.

Nachdem De Soto seine Wißbegierde befriedigt hatte, kehrte er in sein Quartier zurück, um das Frühstück einzunehmen. Während desselben trat ein Soldat mit einer großen Perle in der Hand herein. Er hatte einige Austern geschmort und beim Essen die Perle zwischen seinen Zähnen gefühlt. Da sie durch Feuer oder Rauch nicht verdorben war, so hatte sie ihre schöne Weiße beibehalten und war so groß und so vollkommen in ihrer Form, daß mehrere Spanier, welche Kenner zu sein behaupteten, erklärten, sie würde in Spanien vierhundert Ducaten werth sein. Der Soldat wollte sie dem Gouverneur als Geschenk für seine Gemahlin, Donna Isabella von Bobadilla, überreichen; allein De Soto wies das großmüthige Anerbieten zurück und rieth ihm, die Perle bis zu seiner Ankunft in Havana zu behalten, wo er dafür Pferde und andere Bedürfnisse würde erstehen können; außerdem erklärte De Soto, als Belohnung für seine Freigebigkeit, den der Krone

zu entrichtenden fünften Theil des Werthes bezahlen zu wollen.

Um dieselbe Zeit geschah es, daß ein gewisser Luis Bravo von Xeres, ein Cavalier, während er mit seiner Lanze in der Nähe der Ufer eines Flusses umherstreifte, in geringer Entfernung ein kleines Thier erblickte und seine Waffe nach demselben schleuderte. Die Lanze verfehlte ihr Ziel, schleifte auf dem Grase entlang und fuhr über das Flußufer hinaus. Luis Bravo eilte hin, um sie wieder zu holen, fand aber zu seinem Entsetzen, daß er einen Spanier getödtet, der am Rande des Flusses mit einem Rohr gefischt hatte. Die Lanzenspitze war durch die eine Schläfe eingedrungen und durch die andere wieder herausgefahren, so daß der arme Spanier auf der Stelle todt niedergestürzt war. Sein Name war Juan Mateos, und er war bei der Expedition der Einzige, der graue Haare hatte, aus welchem Grunde er allgemein Vater genannt und als solcher geachtet wurde. Sein unglückseliger Tod wurde von dem ganzen Heere beklagt.

Drittes Kapitel.

1540. Am folgenden Tage, nach der Rückkehr der Soldaten von den Kupfergruben Chisca's, brach der Gouverneur von dem Dorfe Ichiaha auf, dessen Einwohner durch die Geschenke, welche sie aus Erkenntlichkeit für ihre Gastfreundschaft erhalten, sehr zufrieden gestellt waren.

An diesem Tage durchzog das Heer die Insel ihrer ganzen Länge nach und bekam am 2. Juli bei Sonnenuntergang das am äußersten Ende liegende Dorf Acoste zu Gesicht*). Es lagerte sich auf etwa Armbrust-Schußweite von der Stadt, während De Soto mit einer Bedeckung von acht

*) Der portugiesische Erzähler sagt, dieser Ort sei sieben Tagereisen von Ichiaha entfernt gewesen. Der

Reitern sich auf den Weg machte, um den Kaziken zu besuchen. Dieser Häuptling, ein wilder Krieger, stellte sich an die Spitze von funfzehnhundert Begleitern, die mit Federn geschmückt und mit Waffen ausgerüstet waren, in Schlachtordnung auf. Er empfing den Gouverneur mit großer Artigkeit und schien sehr freundschaftlich gesinnt zu sein. Während indeß Beide noch mit einander redeten, kamen einige Fußknechte heran und begannen die Häuser zu plündern. Die Indianer, über diese Schmach erbittert, ergriffen einige Streitkolben, die zur Hand waren, und stürzten auf die Räuber los. De Soto übersah mit einem Blick die Gefahr seiner Lage mitten unter den Feinden. Mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart erfaßte er einen Knittel und begann auf seine eigene Leute loszuschlagen, während er zugleich insgeheim einen Reiter mit dem Befehl abfertigte, daß die gesammte Reiterei aufsitzen und ihm zu Hülfe eilen sollte. Dieser Angriff auf seine eignen Gefährten, als rührte sie von der Entrüstung über ihr Betragen her, besänftigte die Wilden. De Soto bewog hierauf

---

Inca ist wahrscheinlich zuverlässiger, da er die Länge der Insel zu ungefähr 5 Meilen angiebt, was nicht mehr als einen Tagesmarsch ausmachen würde.

den Kaziken, mit seinen vornehmsten Kriegern das Lager zu besuchen, und die Indianer hatten zu diesem Ende nicht sobald das Dorf verlassen, als die Reiter sie umringten und gefangen fortführten *). Ungeachtet ihrer Gefangenschaft behielten sie eine hochfahrende Miene bei, beantworteten jede Frage mit Trotz, ballten ihre Fäuste und überhäuften die Spanier mit Schmähungen und Drohungen, bis die Letztern alle Geduld verloren und nur durch die gemessenen Befehle des Adelantado von Thätlichkeiten zurückgehalten wurden. In der Nacht stellten sie Schildwachen aus und waren überhaupt so sehr auf ihrer Hut, als wären sie in Feindes Land gewesen.

Am folgenden Tage waren die Eingebornen friedfertiger und freundschaftlicher; der Kazike versah den Gouverneur mit Mais für seine Reise und bot ihm überhaupt alle Bedürfnisse an, die in seinem Lande zu haben waren. Eine aus Ichiaha erhaltene Botschaft war die Ursache dieser Gefälligkeiten. De Soto dankte ihm für sein Anerbieten, setzte ihn und seine Krieger in Freiheit und machte ihm, aus Erkenntlichkeit für den Mais,

*) Portugiesische Erzählung, Cap. 16.

Geschenke, die den Kaziken in hohem Grade erfreuten. An demselben Morgen verließen die Spanier das Dorf, setzten auf Flößen und in Kähnen über den Fluß, und waren froh, von diesem Dorfe ohne Blutvergießen fortgekommen zu sein.

Sie zogen jetzt über hundert Meilen durch eine fruchtbare und bevölkerte Provinz, Cosa genannt, täglich vier Meilen zurücklegend, und bisweilen in den Weilern einliegend, bisweilen auf den Feldern campirend. Auf dieser ganzen Strecke wurden sie mit großer Zuvorkommenheit von den Einwohnern behandelt, welche sie in ihren Häusern unterbrachten, für ihre Bedürfnisse sorgten und sie von dem einen Dorfe zum andern geleiteten. Auf diese Weise verfolgten sie ihren Weg vierundzwanzig Tage hindurch, bis sie endlich das Dorf Cosa, nach welchem die Provinz genannt worden war, erreichten. Dies war die Residenz des Kaziken, der ihnen auf ihrem Zuge wiederholte und freundschaftliche Botschaften zugesandt hatte. Er kam ihnen in einer Art Sänfte, die von vier seiner vornehmsten Krieger getragen wurde, entgegen. Von seinen Schultern hing ein Mantel von Marderfellen, der im Zuschnitt sehr den spanischen Frauenmänteln glich, und auf seinem Haupte trug

er ein Feder-Diadem. Verschiedene Indianer gingen singend und auf musikalischen Instrumenten spielend, neben der Sänfte einher *).

Das Dorf lag an den Ufern eines Flusses **), mitten unter grünen und anmuthigen Wiesen, die von zahllosen kleinen Bächen bewässert waren. Das Land umher war bevölkert und fruchtreich; die Häuser waren mit Mais und einer kleinen Bohnenart wohl versehen, und Felder mit indianischem Korn erstreckten sich von Dorf zu Dorf. Es waren Pflaumen verschiedener Gattungen da, einige denen in Spanien ähnlich, andere dem Lande eigenthümlich. Weinstöcke rankten bis zu den Gipfeln der Bäume, welche den Fluß überschatteten, während andere mit niedrigen Stöcken in den Feldern standen und große süße Trauben trugen ***).

---

*) Portugiesische Erzählung, Cap. 16.

) Wird für den Coosafluß gehalten, der in den Apalachian-Gebirgen entspringt und sich in den Alabama ergießt. Aus der Lage und der Beschreibung des Dorfes schließt Herr M'Culloch, daß es dasselbe sei, welches in den Karten „Alt-Coosa" genannt wird und an dem gleichnamigen Fluß unter 33° 30′ N. B. liegt. — S. M'Culloch's **Researches, p. 524.

***) Portug. Erzählung, Cap. 16. Es wird vermuthet, daß es die einheimische sogenannte Isabella-Traube

Das Dorf enthielt fünfhundert Wohnhäuser, in denen, da sie sehr geräumig waren, die Hauptleute und Soldaten alle bequem ihr Unterkommen fanden. De Soto erhielt sein Quartier in dem Wohngebäude des Kaziken.

De Soto traf in stark bevölkerten Dörfern, wo von Seite der Einwohner irgend Gefahr zu befürchten war, häufig die Vorsichtsmaßregeln, den Kaziken mit Wachen zu umgeben, welche ihn in einer Art ehrenvoller Haft hielten und seine Entweichung verhinderten. Auf diese Weise diente er als Geißel, um das friedfertige Verhalten seiner Unterthanen zu sichern. Auch machte es, wie bereits gezeigt worden ist, einen Theil der Politik des Gouverneurs aus, den Kaziken mit sich zu führen, so lange der Zug durch dessen Staaten ging, und er sicherte sich auf diese Weise die erforderlichen Wegweiser aus den Dörfern, so wie, daß Indianer bei'm Heere sich einfanden und das Gepäck trugen. Während des Marsches wurde der Kazike stets mit großer Ehrerbietung und Förmlichkeit behandelt: er wurde mit schöner Kleidung und, wenn er es wünschte, auch mit einem Pferde

---

gewesen sei, welche späterhin angebaut worden ist. S. Bancroft, **Hist. U. S. C. 2. p. 54.**

versehen. Bei der Ankunft auf dem Gebiet eines andern Kaziken wurde der vorige mit seinen Untergebenen an der Grenze entlassen.

Die Indianer von Cosa waren entrüstet über den ihrem Häuptling angethanen Zwang, und legten eine feindselige Gesinnung gegen die Spanier an den Tag. Mehrere von ihnen wurden gefangen genommen und in Ketten gelegt, jedoch die meisten nach kurzer Zeit, auf die Fürsprache ihres Kaziken, wieder in Freiheit gesetzt*). Seitdem herrschte ein gutes Vernehmen, und die Spanier wurden während ihres zwölftägigen Aufenthalts im Dorfe gastfrei bewirthet.

Der Kazike wünschte sehnlichst, daß der Gouverneur Cosa zu seinem Wohn- und Regierungssitz machen, oder wenigstens daselbst überwintern möchte; allein es war De Soto sehr darum zu thun, nach der Bucht von Achusi, wohin er den Capitain Diego Maldonado zum Herbst beschieden hatte, zu gelangen. Seit dem Aufbruch aus der Provinz Xuala hatte er daher nur einen Umweg durch das Land gemacht und drang jetzt in südlicher Richtung nach der Seeküste vor.

Während der Anwesenheit in jenem Dorfe

*) Portug. Erzählung, Cap. 16.

desertirte ein Soldat von ausschweifenden Sitten, verbarg sich unter den Eingebornen und konnte nicht wieder aufgefunden werden. Auch wurde ein Neger, der zu gebrechlich war, um den Zug ferner mitmachen zu können, unter der Obhut des Kaziken zurückgelassen.

Am 20. August brach der Gouverneur von Cosa auf und nahm, wie gewöhnlich, den Kaziken und viele seiner Krieger, so wie ein Gefolge von seinen Unterthanen, welche Lebensmittel trugen, mit. In einem Dorfe, welches Ullabali hieß, versammelte sich ein Haufe indianischer Krieger, bemalt und mit Federn geschmückt, und Bogen und Pfeile in den Händen. Sie bewillkommneten die Spanier im Namen ihres Häuptlings und geleiteten den Gouverneur in die Stadt, wo er alle ihre Leute unter den Waffen fand und aus ihrem feindseligen Aeußern schloß, daß sie einen Angriff im Schilde führten. Sie hatten denn auch wirklich, wie er später in Erfahrung brachte, die Absicht gehabt, den Kaziken Cosa zu befreien, hätte dieser ihren Plan gebilligt; allein er gab ihnen keine Aufmunterung*). Das Heer setzte seinen Marsch bis zur Grenzstadt Talise fort**).

*) Portug. Erzählung, Cap. 17.

**) Wird für identisch mit Tallassee gehalten, welches

Dies war ein wichtiger indianischer Posten, durch Erdwälle und starke Pallisaden befestigt, und an den Ufern eines reißenden Flusses liegend, der ihn fast ganz umgab. Obgleich dem Kaziken von Cosa unterworfen, ward der Ort als mit seiner Regierung unzufrieden und geneigt, sich zu Gunsten eines mächtigen benachbarten Häuptlings, Tuscaluza, zu empören, geschildert. Man vermuthete daher, daß der Kazike von Cosa die Spanier gern bis zu dieser Grenzstadt begleitet hatte, in der Hoffnung, seine widerspenstigen Unterthanen und selbst seinen furchtbaren Nachbar, durch seine Ankunft in Begleitung solcher Ehrfurcht gebietenden Verbündeten, in Furcht zu erhalten.

---

in dem Winkel, den der Talopoosafluß bildet, liegt. — S. M'Culloch, p. 525. Wird in der portug. Erzählung Talliſe geschrieben.

Viertes Kapitel.

1540. Tuscaluza, der Kazike, an dessen Grenzen die Spanier jetzt eingetroffen waren, scheint einer der mächtigsten, stolzesten und kriegerischsten unter den eingeboren Häuptlingen des Südens gewesen zu sein. Sein Gebiet muß einen großen Theil dessen, was gegenwärtig die Staaten Alabama und Mississippi ausmacht, in sich begriffen haben, und er gehört zu den wenigen eingebornen Helden, welche örtliche Erinnerungen hinterlassen haben. Der Fluß Tuscaloosa *), der sein Geburtsthal bewässert, führt seinen Namen, der auch der Hauptstadt des Staates beigelegt worden ist.

Dieser Häuptling hatte mit Besorgniß vernommen, daß die Spanier sich seinen Staaten näherten, und befürchtete wahrscheinlich einige

*) Auch der schwarze Krieger-Fluß genannt.

Feindseligkeiten von ihrer Seite, in Gemeinschaft mit seinem Nebenbuhler, dem Kaziken von Cosa. Er schickte daher seinen Sohn, einen achtzehnjährigen Jüngling, mit einem Gefolge von Kriegern als Gesandten an De Soto, dem er seine Freundschaft und Dienste anbot und ihn nach seiner, etwa dreizehn Meilen von Talise entfernten Residenz einladen ließ. Der junge Gesandte war von edlem Wuchs, größer als irgend ein Spanier oder Indianer im Heere, und entledigte sich seines Auftrags mit großer Anmuth und Artigkeit. Der Gouverneur, von seinem Aeußern und seinem Benehmen betroffen, empfing ihn mit großer Auszeichnung und entließ ihn mit Geschenken für ihn selbst und für seinen Vater und mit Versicherungen der Annahme der Freundschaft des Letztern und seines baldigen Besuches bei ihm. Demnach überschritt der edle Jüngling mit dem Heere den Fluß in Kähnen und auf Flößen, da derselbe bei Talise zu tief war, um durchwatet werden zu können, und der Zug setzte sich in Bewegung. Ein Theil der Unterthanen und Begleiter des Kaziken von Cosa wurde mitgenommen, während der Letztere auf der Grenze seines Gebietes einen herzlichen Abschied von den Spaniern nahm.

Am folgenden Abend lagerten sich die Spanier

in einem Walde, etwa zwei Meilen von dem Dorfe entfernt, wo der Kazike von Tuscaluza sich aufhielt, welches indeß nicht der Hauptort seiner Provinz war. De Soto brach zu einer frühen Stunde des Morgens, seinen Generalquartiermeister und einige Cavaliere vorausſendend, nach dem Dorfe auf.

Der Kazike, bereits durch seine Kundschafter von der Nähe der Spanier unterrichtet, hatte Vorkehrungen getroffen, um sie in stattlichem Aufzuge zu empfangen. Die Spanier trafen ihn daher auf dem Kamm eines Hügels, der eine weite Aussicht über ein fruchtbares und anmuthiges Thal beherrschte. Er saß auf einer Art Stuhl, von Holz verfertigt, etwas concav, aber ohne Rück- und Armlehne. Von solcher Beschaffenheit war der bei den Kaziken des Landes gebräuchliche einfache Thron. Um ihn her standen gegen hundert seiner vornehmsten Leute, mit reichen Mänteln bekleidet und mit Federbüschen geschmückt. Neben ihm stand sein Fahnenträger, der an der Spitze einer Lanze ein gegerbtes Rehfell trug, welches zu der Größe eines Schildes ausgespannt, von gelber Farbe und mit drei querlaufenden blauen Streifen versehen war. Es war das große Banner dieses kriegerischen Häuptlings und die einzige militairische

Fahne, welche die Spanier auf ihrem ganzen Zuge antrafen.

Tuscaluza oder Tuscaloosa (um uns der neuern Schreibart dieses Namens zu bedienen) schien etwa vierzig Jahre alt zu sein, und seine Person entsprach dem Ehrfurcht gebietenden Ruf, in welchem er im ganzen Lande stand. Er war, wie sein Sohn, von riesenhaftem Wuchs und anderthalb Fuß höher als irgend Einer aus seinem Gefolge. Seine Gesichtszüge waren schön, obgleich ernst, seinen hochstrebenden und unbezähmbaren Geist bezeichnend. Er war um die Schultern breit, aber schmal in der Taille, und so bewundernswürdig geformt, daß die Spanier sammt und sonders ihn für den schönsten Mann erklärten, den sie je gesehen.

Der Häuptling nahm nicht die geringste Notiz von den, von De Soto vorausgeschickten Cavalieren und Offizieren. Diese suchten vergebens seine Aufmerksamkeit rege zu machen, indem sie bei'm Vorüberziehen ihre Pferde Courbetten und allerlei Schwenkungen und Wendungen machen ließen und sie bisweilen sogar bis zu seinen Füßen anspornten. Er behielt stets den unerschütterlichsten Ernst bei und warf dann und wann in einer stolzen und Verachtung ausdrückenden Weise seine Blicke auf sie, jedoch ohne zu geruhen, ein Wort zu äußern.

Als indessen De Soto herankam, stand der Kazike auf und ging ihm funfzehn bis zwanzig Schritte entgegen, um ihn zu empfangen. Der Gouverneur stieg ab und, nachdem er ihn umarmt hatte, unterhielten sich Beide mit einander, während die Truppen fortmarschirten, um die ihnen in und um das Dorf angewiesenen Quartiere zu beziehen. Hierauf gingen der Kazike und der Gouverneur Hand in Hand nach dem für den Letztern in Bereitschaft gesetzten Hause, welches neben dem Tuscaloosa's stand, und wo sich der indianische Häuptling mit seinen Begleitern zurückzog. De Soto, der jedoch seinen kriegerischen Geist kannte, sorgte dafür, daß alle seine Bewegungen scharf bewacht wurden *).

Um diese Zeit brach eine seltsame Krankheit, welche dem Mangel an Salz beigemessen wurde, unter den Spaniern aus und führte bei Einigen den Tod herbei. Nachdem sie eine kleine Weile von einem leichten Fieber befallen gewesen waren, wurde die Oberfläche des Körpers, von der Brust herabwärts, entstellt und bekam eine grünliche Farbe. Nach Verlauf von drei bis vier Tagen

*) Garcilaso de la Vega, L. 3. Cap. 24. Portug. Erzählung, Cap. 17.

verbreitete der Körper einen widerlichen Geruch und ein allgemeiner Brand in den Eingeweiden hatte den Tod zur Folge. Einige Fälle verbreiteten Schrecken im Lager, denn Niemand wußte das Uebel zu behandeln. In dieser Bedrängniß bedienten sich Einige eines von den Indianern anempfohlenen Heil- oder vielmehr Vorbeugungsmittels, welches in einer, aus der Asche eines gewissen Krautes bereiteten Lauge, welche, statt des Salzes, zu den Speisen genommen wurde, bestand. Diejenigen, welche diese Brühe genossen, beugten dem tödtlichen Brande der Eingeweide vor; Andere, welche sie als ekelhaft oder als Quacksalberei unwissender Wilden zurückwiesen, fielen als Opfer ihrer Vorurtheile. Einige gebrauchten zwar das Mittel, jedoch zu spät; denn wenn erst das Fieber und der damit gepaarte Brand einen Kranken befallen hatten, so war die Lauge von keiner Wirkung mehr. Die Spanier litten auf ihren langen Märschen im Innern, an den Folgen des Salzmangels in dem Grade, daß einer ihrer Geschichtschreiber dieser Ursache allein den Tod von mehr als Sechzig, binnen einem Jahr, beimißt *).

*) Garcilaso de la Vega, L. 4. Cap. 3.

Fünftes Kapitel.

1540. Nach zwei Rasttagen setzte der Gouverneur in Begleitung Tuscaloosa's, den er seiner eigenen Sicherheit wegen bei sich behielt, seinen Marsch fort. De Soto befahl, den Kaziken, wie dies in dergleichen Fällen stets zu geschehen pflegte, mit einem Pferde zu versehen; man suchte jedoch eine Zeitlang vergebens nach einem von hinreichender Größe und Stärke, um einen so riesenhaften Reiter tragen zu können. Endlich ermittelte man einen starken Gaul, der dem Gouverneur gehörte und wegen seiner mächtigen Größe als Packpferd benutzt wurde; demungeachtet berührten die Füße des Kaziken, nachdem sich derselbe aufgesetzt hatte, fast den Boden. Der Gouverneur hatte Tuscaloosa mit einem Gewande von Scharlachtuch und einem die Schultern umwallenden Mantel von demselben Stoff beschenkt, was, in Verbindung mit seinen

hoch emporragenden Federbüschen, die Stattlichkeit seines ganzen Aeußern erhöhte und wodurch er unter den geharnischten Kriegern um ihn her sehr hervorstach.

Nach einem Marsch von 36 Meilen gelangten die Spanier nach dem Hauptort Tuscaloosa *), nach welchem die Provinz und der Kazike ihren Namen führten. Gleich Talise, lag dieser Ort auf einer, durch die Windungen des gleichnamigen Flusses, der hier breiter und tiefer geworden war, gebildeten Halbinsel **).

Am folgenden Tage waren die Spanier emsig beschäftigt, um den Fluß auf leichten Flößen von Rohr und trockenem Holz, da die Einwohner keine Kähne hatten, zu passiren. Da die Strömung sanft war, so gelangten die Truppen ohne

*) Diese Stadt wird von dem portugiesischen Erzähler Piache genannt.

**) Man vermuthet, daß dies wirklich die, durch den Zusammenfluß des Coosa und Talapoosa (der letztere ist der nämliche, der bei Talise vorbeifloß) gebildete Alabama war. In der Alabama befindet sich, etwa sechzig Meilen oberhalb ihres Zusammenflusses mit dem Tombecbe, eine Furth, die von den Choctaws Taskâloussas genannt wird, und wo das spanische Heer den Uebergang bewerkstelligt haben mag. S. M'Culloch, p. 525.; Bossus' Travels in Louisiana, p. 282.

Schwierigkeiten hinüber; weil indeß die Ueberfahrt erst kurz vor Sonnenuntergang gänzlich bewerkstelligt worden war, so schlugen sie in einem, etwa eine Meile jenseits des Flusses liegenden anmuthigen Thal für die Nacht ihr Lager auf.

Am folgenden Morgen wurden zwei Soldaten vermißt. Einer derselben, Namens Juan de Villalobos, pflegte gern umherzustreifen und das Land auszuforschen, und so wurde vermuthet, daß Beide zusammen sich entweder in den Wäldern verirrt, oder daß ihnen die Eingebornen den Rückweg abgeschnitten hätten. De Soto erkundigte sich nach ihnen bei den Indianern, welche Tuscaloosa begleiteten. Diese waren kurz abgebrochen und trotzig in ihren Antworten. „Weshalb befragt Ihr uns über Eure Leute?" gaben sie zur Antwort; „sind wir für sie verantwortlich? habt Ihr sie unserer Obhut anvertraut?"

Durch diese Antworten wurde bei De Soto der Verdacht nur noch mehr rege. Es kam wegen der Sache zu einem harten Wortwechsel mit dem Kaziken, dem er drohte, ihn gefangen zu halten, bis die Spanier wieder zum Vorschein kommen würden. Da er sah, daß diese Drohung keinen Erfolg hatte, so schloß daraus der Gouverneur, daß die Soldaten ermordet worden seien; er ver-

barg jedoch für den Augenblick seine Entrüstung, um nicht Schwierigkeiten und Zögerungen auf seinem Zuge herbeizuführen. So setzte er denn seinen Marsch fort, in Begleitung Tuscaloosa's, und dem Anscheine nach in freundschaftlichem Vernehmen mit ihm, obgleich Beide insgeheim einander mißtrauten und der Kazike wohl fühlte, daß er gewissermaßen ein Gefangener sei. Während dieses Marsches fertigte Tuscaloosa Einen seiner Leute nach einer, den Namen Mauvila*) führenden Stadt, unter dem Vorwande eines Befehls, Lebensmittel und indianische Gehülfen für das Heer herbeizuschaffen, ab. Am dritten Tage, als die Spanier sich Mauvila näherten, führte sie ihr Weg durch ein sehr volkreiches Land. Zu einer sehr frühen Stunde am folgenden Morgen entbot De Soto zwei vertraute Männer, Gonzalo Quadrado Xaramillo und Diego Vazquez, zu sich und sandte sie voraus, mit der Weisung, in die Stadt zu gehen, dort auf Alles, was vorfalle, Acht zu geben und seine Ankunft daselbst abzuwarten.

Hierauf wählte er etwa hundert Reiter und eben so viel Fußvolk als Vorhut aus und brach mit diesen nach dem Dorfe auf, nachdem er dem

*) Maville, in dem portug. Bericht.

Generalquartiermeister Luis de Moscoso befohlen hatte, mit den übrigen Streitkräften schleunig nachzufolgen. Der Kazike Tuscaloosa begleitete den Gouverneur, da er offenbar als eine Art Geißel zurückgehalten wurde.

Am 18. October gegen 8 Uhr Morgens erschien der Vortrab vor Mauvila *). Dies war

*) Man vermuthet, daß diese Stadt auf der Nordseite der Alabama, etwa da, wo dieser Fluß, gegen hundert engl. Meilen von Pensacola, mit dem Tombecbe sich vereinigt, gestanden habe. Es leidet wenig Zweifel, daß sie dem heutigen Fluß und der Bucht Mobile den Namen gegeben. Die Buchstaben v und b werden im Spanischen oft beliebig, der eine statt des andern gebraucht, und fast auf die nämliche Weise ausgesprochen. Charlevoix sagt in seinem **Journal Historique, Let. 33. p. 452.**: „Garcilaso de la Vega spricht in seiner Geschichte Florida's von einem Flecken, Mauvila genannt, der ohne Zweifel dem Flusse und dem Volke, welches sich an seinen Ufern niedergelassen, den Namen gegeben hat. Diese Mauvilianer waren damals sehr mächtig, heutzutage sind kaum einige Spuren von ihnen noch vorhanden." In dem Bericht über jene Märsche und die Begebenheiten in Mauvila bin ich den Erzählungen des Inca und des portug. Verfassers gefolgt und ich habe die Aussagen Beider benutzt, wo sie nicht völlig unvereinbar mit einander waren. Der Inca ist in der Regel am genausten, klarsten und charakteristischsten und unterstützt seine Haupt-Autorität an verschiedenen Stellen durch Auszüge aus den Tagebüchern der beiden Soldaten.

der feste Platz des Kaziken, wo er und seine vornehmsten Krieger ihren Hauptsitz hatten, und der, da er an den Grenzen seines Gebietes lag, stark befestigt war. Der Ort lag in einer schönen Ebene und war von einem hohen Wall umgeben, gebildet aus ungeheuren Baumstämmen, die, Stamm an Stamm, eingerammt und zusammengekeilt worden waren. An diese hatte man innerhalb und außerhalb andere kleine und längere Stämme quer gelegt und durch Seile von gespließtem Rohr und wilden Weinranken mit ihnen zusammengebunden. Das Ganze war mit einer Art Mörtel, aus mit Stroh zusammengeknetetem Thon bereitet, überzogen, wodurch jede Ritze und Spalte im Holzwerk ausgefüllt war und zwar in der Art, als wäre Alles mit einer Mauerkelle geebnet worden. Die Mauer war in ihrem ganzen Umkreise mit Schießscharten versehen, durch welche auf den Feind Pfeile abgeschossen werden konnten, und hatte außerdem Thürme, von denen jeder sieben bis acht Streiter zu fassen vermochte und von dem nächsten funfzig Schritte entfernt war. Von den eingerammten Bäumen hatten unzählige Wurzeln geschlagen und blühten, aus der Mauer emporragend und die Zweige über derselben ausbreitend, so daß sie einen Kreis von Laubwerk um den

Flecken bildeten. Nur zwei Thore führten in den Ort, das eine im Osten, das andere im Westen. In der Mitte befand sich ein großer, freier Platz, um welchen die Hauptgebäude errichtet waren. Die Gesammtzahl der Häuser im Orte belief sich nicht über achtzig, jedoch waren sie sehr groß und geräumig und vermochten jedes zwischen fünf- und funfzehnhundert Personen ein Unterkommen zu gewähren. Sie waren nach indianischer Sitte gebaut und nicht in Gemächer abgetheilt, sondern enthielten, wie eine Kirche, nur eine einzige große Halle. Da sie entweder dem Kaziken oder dessen vornehmsten Unterthanen gehörten, so waren sie mit mehr als gewöhnlichem Geschick gebaut *).

*) Diese Beschreibung von Manvila rührt ausschließlich von dem Inca her.

Sechstes Kapitel.

1540. Als der Gouverneur und sein Vortrab vor der Stadt erschienen, kam ihnen ein prächtiger Zug von Kriegern, bemalt, geschmückt und bekleidet mit Gewändern von Fellen und prunkenden Federn in allen glänzenden Farben entgegen, um sie zu empfangen. Dieser Zug bewegte sich singend und tanzend, und auf plumpen musikalischen Instrumenten spielend, vorwärts, und ihm folgte eine Schaar junger Mädchen, schön von Gestalt und in den Gesichtszügen, wie die Eingebornen in diesem Theil des Landes in der Regel waren.

In dieser Art zog der Gouverneur, neben ihm der Kazike in seinem flammenden Scharlachmantel, hinter ihm ein Trupp Reiter in schimmernden Rüstungen und vor ihm Gruppen tanzender Indianer, in die Stadt ein. Auf dem Platze in der Mitte angekommen, stiegen die Reiter ab und der Gouverneur befahl, die Pferde draußen

vor die Stadt zu führen und sie zum Grasen anzubinden, bis für ihr Unterkommen gesorgt sein würde. Der Kazike wandte sich hierauf an den Dolmetscher, Juan Ortiz, und bezeichnete eins der größten Häuser, welches für De Soto und dessen vornehmste Offiziere in Bereitschaft gesetzt worden war, und ein anderes für seine Diener und Begleiter. Der Rest der Truppen sollte in Hütten, die zu ihrer Aufnahme, etwa auf Bogenschußweite außerhalb der Mauern, aus Rinde und Zweigen errichtet waren, untergebracht werden. Der Gouverneur, obgleich keineswegs sehr zufrieden mit einer Anordnung, vermöge deren er von seinen Truppen getrennt werden würde, erwiederte, es solle danach verfahren werden, sobald der Generalquartiermeister eingetroffen sein werde. Der Kazike drückte nunmehr den Wunsch aus, sich selbst überlassen zu werden, es wurde ihm jedoch zu verstehen gegeben, daß er bei De Soto bleiben müsse. Das stolze Gemüth Tuscaloosa's fühlte sich empört, auf diese Weise in der Sclaverei gehalten zu werden. Er äußerte gegen De Soto, er möge in Frieden fahren, wohin es ihm beliebe, müsse indeß nicht den Versuch machen, ihn aus seinen Staaten fortzuschleppen. Mit diesen Worten trat er in ein Haus, wo einige seiner Unterthanen, mit Bogen und

Pfeilen bewaffnet, versammelt war. In dem Augenblick, wo er fortging, kam Gonzalo Quadrado Xaramillo, einer der Cavaliere, welche vorausgeschickt worden waren, um die Bewegungen der Indianer zu beobachten, zu dem Gouverneur und erzählte ihm, daß verschiedene Umstände ihn einen finstern und verrätherischen Anschlag argwöhnen ließen. Er sagte aus, daß in den wenigen Häusern, die man von dort aus sehen könne, über zehntausend auserlesene Krieger versammelt seien, von denen nicht ein einziger alt oder aus der dienenden Klasse, sondern jeder kampffähig, jung, von edler Herkunft und wohl bewaffnet, und daß viele Häuser mit Waffen angefüllt seien. Nicht ein einziges Kind sei im Orte anzutreffen, und obgleich viele Personen weiblichen Geschlechts da seien, so seien es doch sämmtlich nur junge Mädchen. Auch seien die Einwohner mit der Verstärkung der Pallisaden um die Stadt und mit dem Reinigen der Felder, auf eine beträchtliche Strecke im Umkreise, eifrig beschäftigt gewesen. Sogar die Wurzeln und Kräuter seien mit den Händen ausgerupft worden, als werde der Boden für einen Kampf gesäubert.

Der Gouverneur sann einen Augenblick nach und gab dann die Weisung, es sollte unter den Reitern Einer dem Andern insgeheim den Befehl

mittheilen, sich kampffertig zu halten. Auch beauftragte er Xaramillo, von alle dem, was er beobachtet habe, dem Quartiermeister, sobald derselbe eingetroffen sein werde, in Kenntniß zu setzen, damit dieser demgemäß seine Anordnungen treffen könne. Mittlerweile beschloß er ein freundschaftliches Betragen zu beobachten und den Kaziken durch artige Behandlung zu versöhnen zu suchen.

Es wurde jetzt dem Gouverneur angezeigt, daß seine Diener in einem der am Platze liegenden Häuser das Frühstück bereitet hätten, worauf er sogleich durch Juan Ortiz den Kaziken zum Mahle einladen ließ, da sie mit einander zu speisen gepflegt hatten.

Juan Ortiz erschien an der Thür des großen Hauses, in welches sich Tuscaloosa begeben hatte, allein mehrere Indianer traten ihm an der Schwelle entgegen und verweigerten ihm den Zutritt. Die von ihm überbrachte Einladung wurde ihrem Häuptlinge mitgetheilt, der zur Antwort sagen ließ, er werde sofort zum Gouverneur sich verfügen.

Nachdem einige Zeit verflossen war, ohne daß er sich eingefunden hatte, überbrachte Juan Ortiz eine zweite Einladung und erhielt eine ähnliche Antwort. Nach einem abermaligen vergeblichen Harren kehrte er zum dritten Mal zurück und rief

mit lauter Stimme: „Sagt Tuscaloosa, er möge herauskommen; das Essen steht auf dem Tisch und der Gouverneur wartet auf ihn.“

Alsbald kam ein Indianer, welcher der General zu sein schien, zur Thür heraus. Er war in einer tobenden Hitze und aus seinen Augen sprühte Feuer. „Wer sind diese Räuber, diese Landläufer,“ rief er aus, „die es sich herausnehmen, meinem Gebieter zuzurufen: komm' heraus! komm' heraus, mit so weniger Ehrerbietung, als sei er Einer der Ihrigen? Bei der Sonne und dem Monde! diese Frechheit ist nicht länger zu ertragen. Laßt uns sie auf der Stelle niederhauen und ihrer Tyrannei ein Ende machen!“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein Diener von hinten zu ihm herantrat und ihm Bogen und Pfeile übergab. Der indianische General warf von seinen Schultern die Falten eines prächtigen Mantels von Marderfellen, der um seinen Hals zugeknöpft war, entblößte seinen Arm, spannte den Bogen und richtete einen Pfeil auf einen Haufen Spanier, der auf dem Platz sich befand. Allein ehe er Zeit hatte, das Geschoß abzuschnellen, spaltete ein Schwerthieb Balthasar's von Gallegos die, durch das Zurückwerfen des Mantels entblößte ganze Seite, so daß seine Ein-

geweide hervorschossen und er auf der Stelle todt niedersank *).

Sein Sohn, ein achtzehnjähriger Jüngling von edlem Anstande, eilte herbei, um seinen Tod zu rächen, und schoß, so schnell er nur konnte, sechs bis sieben Pfeilen ab; da er indeß sah, daß sie unschädlich von der Rüstung des Gallegos abprallten, so faßte er seinen Bogen mit beiden Händen, trat auf den Spanier zu und versetzte ihm drei bis vier Schläge auf den Kopf mit solcher Schnelligkeit und Stärke, daß das Blut unter seinem Helm hervorquoll und von der Stirn herabfloß. Gallegos gab, sobald er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, dem Wilden mit seinem Schwerte zwei Stöße in die Seite, wodurch er ihn zu seinen Füßen todt niederstreckte.

Das Kriegsgeschrei ertönte nunmehr durch den ganzen Ort. Schaaren von bereits bewaffneten Kriegern stürzten aus allen Häusern hervor und überfielen die Spanier, welche in der Hauptstraße umherzerstreut waren. Diese, obgleich an Zahl ihnen bei weitem nachstehend, boten dem Feinde kühn die Spitze, fochten wacker und machten jeden Zollbreit Terrain streitig, bis sie mit Verlust von

*) Portug. Erzählung, Cap. 18.

fünf Todten ihren Rückzug aus dem Platze bewerkstelligt hatten.

Ein Theil der Reiter, welche ihre Pferde draußen vor der Stadt angebunden hatten und in dieselbe zurückgekehrt waren, eilten, als sie den grimmigen Anfall der Eingebornen sahen, zum Thore hinaus nach den Plätzen, wo ihre Rosse angebunden waren. Diejenigen, welche die größte Eile anwandten, waren noch im Stande, aufzusitzen, Andere, welche zauderten, hatten nur so viel Zeit, die Zügel oder Halfter ihrer Pferde loszuschneiden und diese fortzutreiben, während Einige, die noch härter bedrängt wurden, genöthigt waren, sie ihrem Schicksal zu überlassen und den Schmerz hatten, zu sehen, wie sie durch unzählige Pfeile, unter dem Jubelgeschrei der Wilden, erschossen wurden.

Der in großen Streitmassen versammelte Feind vertheilte sich in zwei Schaaren, von denen die eine die Bestimmung hatte, mit den sich zurückziehenden Spaniern zu kämpfen, und die andere, deren Pferde zu tödten und das Gepäck und die Geräthschaften des Heeres, die um diese Zeit eingetroffen waren und am Fuß der Stadtmauer und auf den Feldern umher aufgehäuft lagen, zu sammeln. Auf diese Weise fiel Alles in die Hände

des Feindes, ausgenommen das Gepäck von Andreas de Vasconcellos, welches noch nicht angekommen war. Die Beute wurde von den Indianern mit großem Triumph in ihre Hauptstadt getragen und in die Häuser gebracht. Sie nahmen den Sclaven, welche das Gepäck des spanischen Heers getragen hatten, die Fesseln ab und gaben ihnen Waffen, um damit zu kämpfen.

Mittlerweile vereinigten die wenigen Cavaliere, welche im Stande gewesen waren, ihre Pferde zu besteigen, und einige Reiter, die vom Hauptcorps gerade eingetroffen waren, ihre Streitkräfte und suchten ihre zu Fuß kämpfenden Kameraden zu beschützen. Das Vordringen der Reiterei hemmte den Ungestüm der Indianer und verschaffte den Spaniern Zeit, sich zu sammeln und sich in zwei Haufen, der eine zu Pferde, der andere zu Fuß, aufzustellen. Hierauf griffen sie den Feind mit einer, durch die ihnen so eben widerfahrenen Mißhandlung eingeflößten Wuth an und trieb ihn in den Flecken zurück, wohin sie ihm gefolgt sein würden, wären sie nicht von dem Wall herab und aus den Schießscharten mit solchen Schauern von Steinen und Pfeilen empfangen worden, daß sie genöthigt wurden, sich zurückzuziehen.

Als die Wilden sie im Rückzuge begriffen sahen, brachen sie auf's Neue hervor, einige durch das Thor, andere, indem sie sich von der Mauer herunterließen. Sie wurden handgemein mit ihren Feinden, erfaßten sogar die Lanzen der Reiter und rangen mit ihnen, bis sie über zweihundert Schritte von der Mauer fortgezogen worden waren.

Auf diese Weise kämpften sie rückwärts und vorwärts, drei Stunden hindurch ohne Unterbrechung, wobei die Spanier sich stets beisammen hielten und dem Feinde Fronte machten, worin, da sie so wenig an der Zahl waren, allein ihre Sicherheit beruhte. Sie fanden jedoch, daß sie in der Nähe des Orts, von dessen Mauer herab Wurfgeschosse auf sie geschleudert wurden, zu stark litten, und daß es am rathsamsten für sie sei, in offenem Felde zu kämpfen, wo sie Raum genug hatten, um ihre Pferde zu handhaben und ihre Lanzen zu schwenken.

Bei allen diesen Angriffen und Vertheidigungen war Balthasar de Gallegos — derselbe, der den ersten Streich im Kampfe geführt hatte — stets in den vordersten Reihen und da, wo das Gefecht am hitzigsten war. Seine kühnen Thaten wurden von weitem ängstlich bewacht von seinem

Bruder, dem Pater Juan de Gallegos, einem wackern Dominikanermönch. In seinem Mönchsgewande, mit einem breiten geistlichen Hut auf dem Kopf, zu Pferde sitzend, umschwärmte er den Kampfplatz, sprengte neben der Schwadron in ihren Angriffen umher und lenkte um und galoppirte davon bei ihren Rückzügen. Dieser würdige Mönch war kein Kämpfer; sein einziger Zweck war, seinen Bruder aus dem Gefecht zu rufen und ihn das Pferd, welches er ritt, besteigen zu lassen, damit er dann wirksamer und mit weniger Gefahr kämpfen könnte.

Der kühne Balthasar achtete jedoch nicht auf den Ruf seines Bruders. Erwägend, daß seine Ehre ihm nicht gestatten würde, seinen Posten zu verlassen, fuhr er fort, zu Fuß zu kämpfen. Endlich zog die eigenthümliche Tracht des Priesters und sein lautes und wiederholtes Rufen nach seinem Bruder die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich, der ihn wahrscheinlich für einen Hauptmann hielt, der seine Soldaten aufmunterte. Als demnach auf einem der Rückzüge der breite Rücken des Mönchs dem Feinde zugekehrt war und er spornstreichs davonsprengte, schickte ihm ein indianischer Krieger einen so sicher gezielten Pfeil nach, daß dieser, so groß auch die Entfernung war, zwischen den Schultern eindrang. Glücklicherweise

war der Mönch durch die Kappen seines Gewandes, welche in dicken Falten auf seinem Rücken lagen, geschützt; auch war sein, unter dem Kinn durch ein Band festgehaltener, breiter Hut auf der Flucht herabgefallen und bedeckte, gleich einem Schilde, seine Schultern, so daß der Pfeil auf so vielen Widerstand stieß, daß er nur eine leichte Wunde veranlaßte. Inzwischen dämpfte dieselbe den brüderlichen Eifer des geistlichen Kriegers, der von dem Augenblick an sich in sicherer Ferne von dem Schlachtfelde hielt.

Ein härteres Loos traf Don Carlos Enriquez, einen jungen Cavalier, der eine Nichte des Adelantado geheirathet hatte, und wegen seiner einnehmenden Sitten und seiner Tugenden bei dem ganzen Heere beliebt war. Vom Beginn des Kampfes an hatte er tapfer gefochten und sich bei jedem Angriff hervorgethan. Bei der letzten Attake war sein Pferd durch einen Pfeil in der Brust verwundet worden, der im Fleische stecken blieb. Sobald die Schwadron den Rückzug angetreten hatte, suchte Don Carlos den Pfeil herauszuziehen. Er nahm seine Lanze aus der rechten Hand in die linke, lehnte sich vorüber, beugte sich über den Hals des Pferdes herab, erfaßte das Wurfgeschoß und suchte es hervorzuziehen. Bei

dieser Arbeit beugte er sich so sehr nach einer Seite über, daß er seinen Hals, den einzigen Theil an seinem Körper, der durch die Rüstung nicht geschützt war, bloßstellte. In einem Nu kam ein, mit Feuerstein geschärfter Pfeil mit Blitzesschnelle herangeflogen und drang in seine Kehle ein, und der arme Jüngling sank tödtlich verwundet von seinem Pferde, obgleich er erst am folgenden Tage verschied.

Die Spanier litten in diesen wiederholten Kämpfen bedeutend; jedoch war ihr Verlust nichts in Vergleich mit dem der Indianer, welche keine schützende Rüstung hatten und bei denen jeder Hieb wirksam war. Da die Feinde der Spanier sahen, welchen Vortheil diesen die Pferde im offenen Felde gewährten, so warfen sie sich nunmehr in ihren festen Platz, verschlossen die Thore und bemannten die Wälle.

Hierauf befahl der Gouverneur der Reiterei, die am besten bewaffnet war, abzusitzen und, unter dem Schutz von Schilden und mit Streitäxten in der Hand, die Thore aufzusprengen und den Platz mit Sturm einzunehmen zu suchen.

In wenigen Augenblicken drangen zweihundert entschlossene Cavaliere zum Sturme vor. Die Wilden empfingen sie heldenmüthig und schlugen

sie mehrmals zurück. Das Thor wurde jedoch bald aufgesprengt und die Spanier drangen unter einem Hagel von Pfeilen und Steinen in buntem Gemisch ein. Da die Oeffnung zu schmal war, um allen einen schnellen Einzug zu gestatten, so schlugen einige mit ihren Aexten auf die Mauer los, zertrümmerten schnell die zerbrechliche äußere Thon- und Strohschicht, wodurch sie die Querbalken und deren Befestigungsseile entblößten, halfen sich einander, hieran hinauf zu klettern und kamen auf diese Weise in die Stadt und ihren Gefährten zu Hülfe.

Die Wilden fochten, sowohl in den Straßen wie auf den Dächern ihrer Häuser, mit Verzweiflung. Die Spanier, welche durch Wurfgeschosse von den Dächern herab belästigt und verwundet wurden und die Besorgniß hegten, daß ihre Feinde die bereits eroberten Häuser wiedernehmen würden, steckten sie in Brand. Da sie aus Rohr und anderen brennbaren Materialien zusammengesetzt waren, so waren sie bald in Flammen und Rauch eingehüllt, was das Schreckliche der Scene noch erhöhte.

Während dieser Kampf in dem einen Theil der Stadt wüthete, wurde in dem andern Theil eine Art Belagerung geführt. In dem Augen-

blick, wo der Feind die Thore geschlossen hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf das große Haus am Platz, welches dem Gouverneur zur Wohnung angewiesen worden und in welchem seine ganze Feldequipage befindlich war. Die Indianer hatten es bis jetzt noch nicht angegriffen, weil sie nicht anders glaubten, als daß es völlig in ihrer Gewalt sei; sie begaben sich denn auch jetzt nur hin, um die Beute zu theilen, sahen es aber zu ihrem Erstaunen nachdrücklich vertheidigt. Im Innern befanden sich drei Armbrustschützen, fünf Hellebardiere der Leibwache des Gouverneurs, welche in der Regel sein Feldgeräth hüteten, und ein mit Bogen und Pfeilen bewaffneter Indianer, der von den Spaniern bei ihrer ersten Landung gefangen genommen worden war und sich seitdem stets treu gegen sie bewiesen hatte. Außer diesen Streitern waren noch ein Priester, ein Mönch und zwei Sclaven des Gouverneurs da. Alle und Jeder vertheidigten wacker das Haus: die Laien mit ihren Waffen, die Priester mit ihren Gebeten. Die Wilden bemühten sich vergebens, das Portal zu erreichen. Hierauf erklommen sie das Dach und durchbrachen dasselbe an drei bis vier Stellen; allein die Armbrustschützen und der Indianer wußten mit ihren Waffen so geschickt umzugehen, daß

wenn ein Feind sich an einer der Oeffnungen blicken ließ, er sogleich von einem Pfeil durchbohrt wurde.

Auf diese Weise leistete die kleine Besatzung einen verzweifelten und fast hoffnungslosen Widerstand, bis De Soto und dessen Kampfgenossen, die, wie bereits erwähnt, sich den Weg in die Stadt gebahnt hatten, vor dem Thor des Hauses erschienen und die Stürmenden aus einander trieben. Der kämpfende Theil der Besatzung mischte sich nun unter die Kameraden und setzte das Gefecht fort, und der priesterliche Theil nahm seine Zuflucht auf die Felder, wo er seinen geistlichen Kampf mit demselben Nachdruck und mit mehr Sicherheit fortsetzen konnte.

Das wilde und verworrene Kriegsgetümmel hatte jetzt vier Stunden gedauert, aber vermochte nicht, die Wuth der Indianer zu dämpfen, welche es verschmähten, sich zu ergeben, oder um Schonung zu flehen. Viele Spanier, durch den grimmigen Kampf erschöpft und vor Durst einer Ohnmacht nahe und fast erstickend, eilten zu einer, von dem Blute der Erschlagenen gerötheten Wasserpfütze und stürmten, nachdem sie sich erfrischt hatten, wieder in die Schlacht *).

*) Portugiesische Erzählung, Cap. 19.

De Soto hatte bis jetzt zu Fuß gefochten; da aber, wie gewöhnlich, mit seinen Anstrengungen seine Hitze zunahm, so eilte er zur Stadt hinaus, nahm ein Pferd, schwang sich in den Sattel und sprengte, von Nuño Tobar begleitet und eine Lanze in der Hand, mit dem Schlachtruf: „Die heilige Jungfrau und St. Jacob!“ auf den Platz zurück. Den Spaniern zurufend, ihm Bahn zu machen, stürzte er sich in den dichtesten Haufen der Feinde; Tobar folgte. Beide sprengten durch die Menge auf dem Platz und in der Hauptstraße mit ihren Schlachtrossen auf und nieder, ritten Einige zu Boden, theilten rechts und links Lanzenstöße aus und verbreiteten überall, wohin sie kamen, Tod und Verderben.

In diesem wilden Handgemenge zielte, als der Gouverneur sich gerade in seinen Steigbügeln erhob, um einen Indianer zu durchbohren, ein anderer nach dem bloßgestellten Theil zwischen dem Sattel und dem Küraß, und bohrte einen Pfeil in seinen Schenkel. In der Verwirrung des Gefechtes hatte De Soto nicht Zeit, den Pfeil herauszuziehen, der sonach mehrere Stunden in der Wunde stecken blieb, während welcher Zeit der Gouverneur, obgleich außer Stande, in seinem Sattel zu sitzen, nichtsdestoweniger zu Pferde zu

kämpfen fortfuhr — „ein Beweis," sagt der Inca Garcilaso, „nicht nur von seiner Tapferkeit, sondern auch seiner geschickten Reiterkunst."

Mittlerweile wüthete das Feuer in der Stadt und richtete schreckliche Verheerungen unter dem Feinde an. Diejenigen, welche in den Häusern blieben, wurden von den Flammen verzehrt oder von dem Rauch erstickt, und die, welche auf den Dächern kämpften, wurden theils durch das Feuer abgeschnitten, theils gezwungen, von oben sich herabzustürzen. Viele Frauen und Kinder kamen in ihren Wohnungen um.

Zu einer Zeit trieb ein starker Wind sowohl die Flammen, wie den Rauch, die Straßen entlang, den Indianern entgegen, welche, während sie auf diese Weise geblendet und in Verwirrung gebracht waren, von ihren Feinden mit Ungestüm angegriffen und zurückgetrieben wurden; allein der Wind wendete sich und war nunmehr ihnen günstig, und so gewannen sie bald das Terrain wieder, welches sie verloren hatten.

Die Wilden, bis zum Wahnsinn erboßt, ihre Reihen gelichtet und ihre Krieger haufenweise niedergemetzelt liegen zu sehen, riefen ihre Weiber herbei, um die Waffen der Erschlagenen zu ergreifen und deren Tod zu rächen. Viele hatten be-

reits an der Seite ihrer Männer gefochten, allein dieser Aufruf ließ alle zum Kampfe eilen. Einige bewaffneten sich mit den Schwertern, Lanzen und Partisanen der spanischen Soldaten, die entweder getödtet oder entwaffnet worden waren, und verwundeten auf diese Weise die Spanier mit deren eigenen Waffen; andere ergriffen Bogen und Pfeile, welche sie mit Kraft und Geschicklichkeit handhabten und darin ihren Männern fast gleichkamen. In ihrer Wuth stürzten sie vor den Männern her und sogar auf die Waffen ihrer Feinde los; denn der Muth der Frauen, wenn einmal geweckt, ist ungestüm und verzweifelt und ihr Geist unbekümmerter und hitziger, als der des Mannes. Die Spanier nahmen jedoch Rücksicht auf ihr Geschlecht, hatten Mitleid mit ihrer Verzweiflung und vermieden es, sie zu erschlagen oder zu verwunden.

Siebentes Kapitel.

1540. Während in Mauvila die Schlacht auf diese Weise wüthete, zog Luis de Moscoso,

der Generalquartiermeister, mit seinen Streitkräften langsam und gemächlich einher. Statt der von De Soto angeführten Vorhut schnell zu folgen, war er von seinem Lager spät aufgebrochen und hatte seinen Leuten gestattet, sich auf den Feldern umher zu zerstreuen, zu jagen und auf andere Weise sich zu belustigen. Es war, seit sie irgend einer Feindseligkeit von Seiten der Eingebornen ausgesetzt gewesen waren, eine so geraume Zeit verflossen, daß sie alle Vorsicht verloren und demnach auch jede Besorgniß bei Seite gesetzt hatten.

Auf diese Weise schlenderten sie nachlässig und zögernd, ohne eine Gefahr zu ahnen, einher. Endlich vernahmen die vordersten den fernen Klang von Trompeten und Trommeln, untermischt mit dem Schreien und Schlachtenruf der Kämpfenden, und erblickten zugleich eine in die Luft emporsteigende Rauchsäule. Die Ursache vermuthend, machten sie Lärm, ließen auf diese Weise die Kunde von dem Vorfall zu den ihnen nachfolgenden Truppen gelangen und eilten so schnell wie möglich dem Kampfplatz zu, den sie erst spät am Nachmittage erreichten.

Unter den Ersten, welche vor dem Flecken ankamen, befand sich Diego de Soto, Neffe des Gouverneurs. Da er das Schicksal seines Vetters,

Don Carlos Enriquez, für den er eine große Anhänglichkeit hatte, vernahm, schwor er, seinen Tod zu rächen. Er sprang vom Pferde, ergriff einen Schild, stürzte mit dem Schwert in der Hand in den Ort und stürmte auf den dichtesten Haufen der Feinde los. Kaum war er jedoch eingedrungen, als ein Pfeil sein Auge durchbohrte und durch den Hinterkopf wieder hervorkam. Er sank lautlos zu Boden und starb am folgenden Tage nach heftigem Todeskampfe. Sein Tod erhöhte den Schmerz, den das Heer über den seines tapfern Vetters empfand. Die beiden jungen Freunde und Verwandten, sonach im Tode vereinigt, waren hochherzige Gemüther, würdig ihrer gegenseitigen Liebe und der eines solchen Oheims.

Als die Nachhut vor dem Flecken anlangte, fochten große Schaaren der Wilden auf den benachbarten Feldern, wo der Boden gesäubert und für den Kampf in Bereitschaft gesetzt worden war. Die Spanier griffen sie muthig an und hatten einen langen und hartnäckigen Kampf zu bestehen; denn viele der indianischen Krieger waren über die Mauern geklettert und nach dem offenen Felde geeilt. Endlich wurden die Indianer zum Weichen gebracht und in die Flucht getrieben, und da sie von den

Reitern verfolgt wurden, so entrannen wenige dem Verderben.

Obgleich jetzt die Stunde des Sonnenuntergangs nahe war, so ertönte dennoch fortwährend das Schreien und der Schlachtruf der Kämpfenden aus dem brennenden Ort. Bis jetzt hatte aus Mangel an Raum kein Reiter, De Soto und Nuño Tobar ausgenommen, innerhalb der Mauern gefochten; aber jetzt stürmte eine große Schaar Reiterei zum Thore herein, vertheilte sich durch die Straßen, und warf und tödtete alle Eingeborne, die ihnen in den Weg kamen.

Zehn bis zwölf Cavaliere sprengten die Hauptstraße entlang, wo der Kampf am heißesten war, fielen einer Schaar Indianer, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche mit dämonischer Wuth fochten, in den Rücken, und brachen durch dieselbe mit solchem Ungestüm, daß sie nicht nur sie, sondern auch mehrere Spanier, mit denen sie gekämpft hatten, niederritten. Das Blutbad war fürchterlich, da die Wilden sich zu ergeben oder die Waffen zu strecken sich weigerten und bis auf den letzten Mann kämpften.

So endete dieser blutige Streit, welcher neun Stunden gedauert hatte. Das Dorf war ein rauchender Schutthaufen, mit Erschlagenen bedeckt,

und der Sieg entschied sich für die Spanier, grade als die Sonne unterging. Der letzte indianische Krieger, der eine Waffe schwenkte, war einer von denen, die im Dorfe fochten. Er war durch seine Wuth so verblendet, daß er von dem Schicksal seiner Waffengefährten nichts wahrnahm, bis er, einen Blick um sich her werfend, sie alle todt zu Boden gestreckt sah. Da er erkannte, daß jedes weitere Kämpfen erfolglos sei, so ergriff er die Flucht, eilte der Stadtmauer zu, sprang behend hinauf und hoffte in das offene Feld zu entkommen. Hier gewahrte er jedoch zu seinem Schrecken Schaaren zu Pferde und zu Fuß unten an der Mauer und das Feld mit seinen erschlagenen Landsleuten bedeckt. An Entkommen war nicht zu denken und es harrte seiner Tod oder Selaverei. In seiner Verzweiflung ergriff er die Sehne seines Bogens, legte sie sich um den Hals, befestigte das andere Ende an den Zweig eines der auf dem Wall wachsenden Bäume, stürzte sich hinab und war erdrosselt, ehe die Spanier Zeit hatten, die Katastrophe zu verhindern.

Dies war die fürchterliche Schlacht von Mauvila, eine der blutigsten, die auf den Entdeckungszügen in der neuen Welt stattgehabt hatten, wenn man die Zahl der Streiter erwägt. Zwei und vierzig Spa-

nier fielen im Kampf, von denen achtzehn ihre tödtlichen Wunden entweder in den Augen oder in dem Mund erhalten hatten, da die Indianer nach dem Gesicht gezielt, nachdem sie die Unverwundbarkeit der übrigen Körpertheile, vermöge der Rüstung, erkannt hatten. Es war kaum ein Spanier, ohne mehr oder weniger verwundet zu werden, davongekommen; einige hatten an vielen Stellen Wunden erhalten. Dreizehn starben, ehe ihre Wunden hatten verbunden werden können, und später noch zwei und zwanzig, so daß im Ganzen zwei und achtzig um's Leben kamen. Zu diesem Verlust muß noch der von zwei und vierzig Pferden, die der Feind getödtet hatte, und von den Spaniern in dem nämlichen Grade betrauert wurden, als wären es eben so viele Kameraden gewesen, gerechnet werden.

Das unter den Indianern angerichtete Gemetzel grenzte an das Unglaubliche. Mehrere tausend sollen durch das Feuer und das Schwert umgekommen sein. Die Ebene neben dem Dorf war mit mehr als drittehalbtausend Leichen besäet. Innerhalb der Mauern waren die Straßen mit Todten versperrt. Eine Menge Menschen war in den Häusern ein Raub der Flammen geworden. In einem Gebäude allein kamen tausend um, indem die Flammen, zur Thür hereinschlagend, ihr

Entkommen verhindert hatten und sie auf diese Weise entweder verbrannt oder erstickt waren; die meisten derselben gehörten zum weiblichen Geschlecht.

Draußen wurde unter den Erschlagenen der Leichnam des jungen Tuscaloosa gefunden, wogegen das Schicksal des Vaters nie auf eine befriedigende Weise ausgemittelt worden ist. Nach der Aussage in der portugiesischen Erzählung versicherten mehrere indianische Gefangene, daß bei dem, von De Soto und dessen Reitern unternommenen großen Sturmangriff auf das Dorf, Tuscaloosa's Krieger diesen dringend gebeten hätten, sich dem Kampfe zu entziehen und sich an einen sicheren Ort zu begeben, damit, wenn sie in der Schlacht umkämen, wozu sie alle entschlossen gewesen, ehe sie sich zur Flucht hätten gewandt, er am Leben bliebe, um das Land zu regieren. Der stolze Kazike hätte Anfangs ihren flehenden Bitten widerstanden, sich aber endlich durch das Dringende derselben erweichen lassen und wäre, in Begleitung einer kleinen Schaar von Eingebornen und mit dem Scharlachmantel und den besten Sachen, die man aus dem Gepäck der Spanier hätte herausfinden können, aus der unglücklichen Stadt entflohen. Dem Inca zufolge, glaubten jedoch die Spanier allgemein, daß der Kazike in den Flammen umgekommen sei,

und dies ist auch am vereinbarsten mit seinem hochfahrenden und patriotischen Geist, der ihm schwerlich gestattet haben würde, eine so verderbliche Niederlage zu überleben und seine Hauptstadt und sein Volk in dem Augenblick ihrer dringendsten Gefahr im Stich zu lassen. Er war offenbar einer der tapfersten sowohl, wie auch stolzesten und mächtigsten der Landesfürsten. Sein Name lebt noch jetzt in diesem Lande, welches er so sehr liebte und mit so verzweifeltem Muthe vertheidigte; und es ist ein Name, welcher als der eines Helden und Patrioten in Ehren gehalten zu werden verdient.

Bemerkung. Der Inca und der portugiesische Geschichtschreiber weichen in ihrer Schätzung der in dieser Schlacht Getödteten und Verwundeten weit von einander ab. Garcilaso de la Vega giebt den Verlust der Spanier zu 82 und den der Indianer zu mehr als 11,000 an. Der portug. Erzähler dagegen berichtet, die Spanier hätten 18 Todte und 130 Verwundete, und die Indianer 2500 Erschlagene gehabt, welches die von dem Inca angegebene Zahl der draußen vor der Stadt Gefallenen ist. Die Angaben des Inca geben mehr in's Einzelne und verrathen offenbar eine genauere Kenntniß der Thatsachen, wie er denn auch die Berichte von drei verschiedenen Augenzeugen hatte, um danach seine Erzählung entwerfen zu können. Die des Portugiesen sind schwankender und allgemeiner. Die Schätzung des Inca mag etwas übertrieben sein; jedoch muß man be-

denken, daß die Mauvilianer ein zahlreicher und mächtiger Volksstamm waren und in dieser Schlacht durch die Krieger aus benachbarten Provinzen unterstützt wurden. Sie müssen daher sehr stark in der Zahl gewesen sein. Es wird von beiden Geschichtschreibern bemerkt, daß sie alle bis zum letzten Athemzuge kämpften, so daß die Zahl der Erschlagenen ohne Zweifel außerordentlich groß war. In einem so verzweifelten und anhaltenden Kampfe hat die Zahl von 82 Getödteten auf Seite der Spanier mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die von 18.

Achtes Kapitel.

1540. Die Lage der Spanier nach der Schlacht von Mauvila war wahrhaft beklagenswerth. Die meisten unter ihnen waren schwer verwundet und alle von Hunger und Beschwerden erschöpft. Um sie her war das Dorf in einen Aschenhaufen verwandelt und ihr ganzes Gepäck, nebst den Vorräthen an Lebensmitteln und Arzneien, vernichtet worden.

De Soto, obgleich selbst arg verwundet, wendete seine erste Sorge den Truppen zu. Nachdem

er den Befehl ertheilt, die Todten zur Bestattung am folgenden Tage zu sammeln, gab er die Weisung, den Verwundeten unverweilten Beistand zu leisten. Hier aber gerade war die Schwierigkeit. Es befand sich im Heere nur ein Wundarzt, und dieser war noch obendrein langsam und ungeschickt. Es waren wenigstens siebzehnhundert schwer Verwundete da, welche der wundärztlichen Hülfe bedurften und von denen mehrere einem einzigen Soldaten zur Obhut anheimgefallen waren. Die einfachen Fleischwunden wurden dem Kranken zur Heilung selbst überlassen, wogegen die in den Gelenken und anderen kritischen Theilen, die den Patienten mit Lähmung und Untauglichkeit bedrohten, eine geschicktere Sorgfalt erheischten. Unglücklicherweise waren weder Salben, noch überhaupt Arzneimittel irgend einer Art und eben so wenig Leinwand zu den Bandagen vorhanden, da Alles von den Flammen verzehrt war. Nicht einmal ein Obdach gegen die Kälte und den nächtlichen Thau war da, denn im Dorfe war nicht ein einziges Haus stehen geblieben. Endlich wurden von den, vor dem Dorfe errichteten Hütten Baumzweige herbeigetragen und an den stehen gebliebenen Mauern Schutzdächer angebracht. Unter diesen wurde Stroh ausgebreitet und auf dieses die Verwunde-

ten gelegt. Diejenigen, welche am wenigsten verletzt worden waren, ließen es sich angelegen sein, ihren leidenden Gefährten Linderung zu verschaffen. Einige öffneten die Leichen der erschlagenen Indianer und verwandelten deren Fett in Salben; Andere nahmen ihre eignen Hemden und die ihrer erschlagenen Kameraden und verfertigten daraus Bandagen für die Hülflosen. Da diese Bandagen von Leinwand waren, so wurden sie den am schwersten Verwundeten vorbehalten, während Diejenigen, welche nur leichte Wunden erhalten hatten, mit Zeug von den Wammsen ihrer getödteten Kampfgefährten, der Leinwand ihrer Hosen und anderen Stoffen gröberer Art verbunden wurden.

Die getödteten Pferde wurden zerlegt und ihr Fleisch zur Nahrung für die Verwundeten aufbewahrt. Trotz allen Bemühungen kamen viele Spanier jämmerlich um, ehe ihnen Beistand geleistet werden konnte. So wurde diese unselige Nacht unter bitteren Wehklagen und dem Röcheln von Sterbenden hingebracht. Diejenigen, welche die Waffen zu tragen im Stande waren, gingen sowohl im Lager wie im Dorfe, die Runde und waren stets wachsam, auf den Fall eines plötzlichen Angriffs.

Die verwundeten Spanier blieben acht Tage

unter jenen elenden Schutzdächern, worauf sie in die, von ihren Feinden draußen vor dem Ort errichteten Hütten geschafft wurden, wo sie ein bequemeres Obdach fanden. Hier war der Aufenthalt von vierzehntägiger Dauer. In dieser Zeit unternahmen die am wenigsten Kampfunfähigen Streifzüge zum Fouragiren auf etwa vier Meilen im Umkreise und fanden in den, im Lande umherzerstreuten zahlreichen verödeten Weilern reichliche Vorräthe an Lebensmitteln.

In jedem Dickicht und jeder Schlucht entdeckten sie todte oder verwundete Indianer, die außer Stande gewesen waren, nach ihrer Heimath zu gelangen. Auch hatten viele in den Weilern ihre Zuflucht genommen und lagen dort, dem Anschein nach, ohne daß Jemand da war, der für ihre Bedürfnisse sorgte. Man erfuhr jedoch, daß ihre Freunde ihnen bei Nachtzeit Nahrung brachten, aber vor Tagesanbruch nach ihren Schlupfwinkeln in den Wäldern zurückkehrten. Die Spanier behandelten diese armen Wilden auf eine liebreiche Weise und theilten ihren Mundvorrath mit ihnen.

Die Reiter machten, indem sie die Wälder durchstreiften, 15 bis 20 Eingeborne zu Gefangenen. Auf die an sie gerichtete Frage, ob ihre Landsleute einen neuen Angriff beabsichtigten, erwiederten sie,

daß da ihre tapfersten Krieger in der letzten Schlacht gefallen seien, Niemand mehr zum Kriegführen übrig geblieben sei. Ihre Aussage schien der Wahrheit gemäß zu sein, da in der ganzen Zeit, wo die Spanier in dieser Gegend sich aufhielten, kein Indianer in die Nähe ihres Lagers sich wagte.

Sowohl diese, wie auch andere, in verschiedenen Dörfern gemachte Gefangene wurden über die Anschläge und Pläne Tuscaloosa's, die solches Unglück herbeigeführt hatten, befragt.

Jener unversöhnliche und kriegerische Häuptling hatte von der Zeit an, wo er von dem Anmarsch der Spanier nach seinen Staaten zuerst gehört, auf ihren Untergang gesonnen. In dieser Absicht hatte er seinen Sohn, in Begleitung eines Gefolges von Kriegern, abgesandt, um ihre Bewegungen zu beobachten, und die Einwohner verschiedener Grenzprovinzen aufgefordert, an der Verschwörung Theil zu nehmen, mit dem Versprechen, die zu machende Beute mit ihnen zu theilen.

Auch die Frauen, von denen die meisten ihre Männer und Geliebten aus den benachbarten Bezirken begleitet hatten, erklärten, daß sie durch das Versprechen reicher Gewänder von Scharlachtuch, seidener Stoffe, Leinwand und Sammet, um sich

damit für ihre Tänze zu schmücken, nach Mauvila gelockt worden seien. Sie sollten ferner Pferde erhalten, um damit im Triumph umherzureiten, und zu ihrer Bedienung Spanier zu Sclaven bekommen. Viele kamen in der Absicht herbei, einem großen Feste beizuwohnen, Andere, um an den Vergnügungen Theil zu nehmen, die nach ihrem Siege statthaben sollten, und um Augenzeugen der Thaten ihrer Geliebten zu sein.

Nach des Adelantado Ankunft im Dorfe hatte Tuscaloosa mit seinen vornehmsten Kriegern einen Rath gehalten, in welchem die Frage erörtert worden war, ob die bereits eingetroffene Vorhut angegriffen oder damit gewartet werden sollte, bis sämmtliche Spanier in ihrer Gewalt sein würden. Wahrscheinlich hatte die Hitze und Ungeduld des indianischen Generals den Ausbruch der Verschwörung vor der festgesetzten Zeit veranlaßt.

Es ist bereits erzählt worden, daß die Spanier ihr sämmtliches Gepäck und Privateigenthum bei dem Brande des Dorfes eingebüßt hatten. Was ihnen jedoch den größten Kummer machte, war der Verlust einer kleinen Quantität Wein und Weizenmehl, welche sie zur Feier der Messe sorgfältig aufbewahrt hatten. Sämmtliche Priestergewänder waren mit den Kelchen und anderen gottesdienst-

lichen Gegenständen vernichtet worden; jedoch der Verlust des Weizenmehls war unersetzlich. Berathungen wurden gepflogen zwischen den Geistlichen und den Laien über die Frage, ob Brot, aus Mais bereitet, im Nothfall genommen werden könne; allein sie wurde dahin entschieden, daß der Gebrauch alles Andern, außer Weizen, den Satzungen der Kirche zuwiderlaufe.

Von dieser Zeit an wurde also an den Sonn- und Heiligentagen ein Altar errichtet, an welchem die Priester in Gewändern von gegerbten Rehfellen, die den Zuschnitt von Priestergewändern erhalten hatten, den Gottesdienst und zwar alle Theile desselben, die Consecration des Brotes und Weines ausgenommen, verrichteten. Die Spanier nannten dies „eine trockene Messe."

Neuntes Kapitel.

1540. De Soto wurde, während er in dem Dorfe Mauvila, von Kummer und Besorgniß

niedergebeugt, lagerte, unverhoffter Weise durch die Nachricht erfreut, daß Schiffe, mit weißen Männern am Bord, an der Seeküste, auf die er seinen Marsch gerichtet hatte, angekommen wären. Er hatte schon vor der Schlacht ein Gerücht dieser Art vernommen und es wurde dasselbe jetzt durch einige im Dorfe gemachte Gefangene bestätigt. Von diesen erfuhr er außerdem, daß die Bucht von Achusi, die er Gomez Arias und Diego Maldonado zum Ankerplatz angewiesen hatte, nicht mehr als sieben Tagereisen entfernt sei. Er zweifelte daher nicht, daß die fraglichen Schiffe von diesen Offizieren befehligt und daß sie ihm zu seiner beabsichtigten Niederlassung Verstärkungen und Vorräthe aus Spanien bringen würden. Er glaubte sich jetzt am Vorabende der Erfüllung seiner Wünsche — der Gründung einer Colonie, welche ihm den Besitz des von ihm erforschten Landes sichern und ihn in den Stand setzen würde, seine Forschungen nach Gold mit Vortheil zu verfolgen.

Er hatte bis hierher den von Maldonado, im Hafen von Achusi zum Gefangenen gemachten Kaziken mitgenommen, ihn stets mit großer Freundlichkeit behandelt, jedoch in seine Heimath nicht zurückgesandt, wegen der großen Entfernung und

der zu befürchtenden Gefahr, unterwegs entweder getödtet oder gefangen genommen zu werden. Da er indeß erfuhr, daß die Straße jetzt sicher sei, so ertheilte er ihm die Erlaubniß zur Rückkehr, ihn zugleich dringend ermahnend, die Freundschaft der Spanier, welche in seinem Lande sich bald niederlassen würden, zu bewahren. Der Kazike nahm mit Ausdrücken von Dankbarkeit für die ihm erzeigte Güte und Liebe, und mit der Versicherung, daß er sich glücklich schätzen würde, den Gouverneur auf seinem Gebiete zu bewillkommnen, Abschied.

Während De Soto die Schiffe als die Mittel zur Eroberung und Colonisation betrachtete, sahen Viele aus seinem Heere der Ankunft der Fahrzeuge nur mit der Hoffnung entgegen, daß sie ihnen die Mittel zur Flucht aus einem unseligen Lande gewähren würden. Einige unter ihnen hatten an dem Eroberungszug in Peru Theil genommen und stellten den Reichthum dieses goldenen Reiches der Armuth des Landes gegenüber, durch welches sie sich unlängst durchgekämpft hatten und wo weder Gold noch Silber zu finden war; und sie ermangelten nicht, diesen Contrast hervorzuheben, wenn sie mit ihren Gefährten sich unterhielten. Die Spanier waren überhaupt durch die Unfälle der letzten Schlacht und den von den Eingebornen

entwickelten unversöhnlichen Grimm niedergedrückt, und sahen ein, daß ein solches Volk nicht leicht zu unterjochen war. Statt sich also in diesem wenig oder nichts versprechenden Lande abzuquälen, schien es besser, andere, bereits eroberte und mit Reichthümern in Fülle ausgestattete Länder, wie Mexico und Peru, wo sie sich mit weniger Gefahr und geringeren Beschwerden würden bereichern können, aufzusuchen. Aus diesen Gründen beschlossen sie, nach ihrer Ankunft auf der Seeküste, Florida zu verlassen und ihr Glück in Neu-Spanien zu versuchen.

Von diesen Besprechungen erhielt De Soto durch einige seiner treusten Untergebenen geheime Kunde. Er konnte Dem kaum Glauben beimessen, und ging bei Nacht allein und verkleidet durch das Lager, um die Wahrheit zu ermitteln. Auf diese Weise hörte er eine Unterredung des Schatzmeisters Juan Gaytan mit an, in welcher dieser Cavalier und mehrere seiner Gefährten ihren Entschluß aussprachen, die Unternehmung zu verlassen und mit den Schiffen in Achusi entweder nach Mexico oder Peru zu segeln, oder nach Spanien zurückzukehren.

De Soto stand bestürzt, als er diese Entschlüsse vernahm. Er sah ein, daß seine gegenwärtige Streitmacht sich auflösen würde, sobald

seine Truppen sich selbst überlassen wären; und er wußte, daß es ihm unmöglich sein würde, ein neues Heer aufzustellen. Er hatte keine Beute an Gold und Silber aufzuweisen, um damit neue Glücksritter anzulocken; und die Perlenvorräthe, die er nach Cuba zu senden beabsichtigt hatte, waren bei dem Brande von Mauvila gänzlich verloren gegangen. Ließen ihn also seine jetzigen Streitkräfte im Stich, so war die Folge davon, daß er seiner Würde und seines Commando's entsetzt, sein Ruf befleckt werden, sein Vermögen vergebens aufgewendet sein und seine Unternehmung, welche so viele Beschwerden und Mühseligkeiten gekostet hatte, eher ein Gegenstand des Spottes, als des Ruhmes werden würde. De Soto war ein auf seine Ehre außerordentlich eifersüchtiger Mann, und als er diese düsteren Ansichten erwog, führten sie ihn zu plötzlichen und verzweifelten Entschlüssen. Er verbarg seinen Verdruß und seine Kenntniß der von ihm mit angehörten Entwürfe, war aber entschlossen, sie dadurch zu vereiteln, daß er der Küste den Rücken wendete und die Richtung wieder nach dem Innern einschlug.

Er beschloß, weder die Schiffe aufzusuchen, noch irgend Nachricht von sich zu geben, bis er seine Unternehmung durch Entdeckung neuer Re-

gionen von Reichthümern, gleich denen von Peru und Mexico, glorreich zu Ende geführt haben würde.

Von diesem Tage an ging mit De Soto eine Veränderung vor. Er sah seinen Lieblingsplan der Colonisation vereitelt, und hatte das Vertrauen zu den Gefährten bei seiner Unternehmung verloren. Statt seine gewöhnliche Offenheit, Energie und Munterkeit zu zeigen, wurde er mürrisch, reizbar und verdrießlich. Er strebte nicht mehr nach der Ausführung irgend eines großen Unternehmens, sondern, insgeheim tief verletzt durch fehlgeschlagene Erwartungen, wanderte er gleichgültig von Ort zu Ort, offenbar ohne Ordnung oder Zweck, als kümmerte ihn weder Zeit, noch Leben, und als strebe er nur danach, seinem Dasein ein Ende zu machen.

1540. Es war an einem Sonntage, den 18. November, als De Soto, da er fand, daß seine Truppen von ihren Wunden hinreichend genesen waren, um den Marsch ertragen zu können, sein Lager in Mauvila abbrach und sich nordwärts wandte, um in die bisher noch nicht besuchten Provinzen einzudringen. Seine Empfindungen und Beweggründe, auf diese Weise der Seeküste den Rücken zuzuwenden, bewahrte er in seinem Innern.

Er war stets streng und peremtorisch hinsichtlich des militairischen Gehorsams, und wenn seine Truppen über die von ihm eingeschlagene Straße murrten, so ist es wahrscheinlich, daß sie durch den zunehmenden Ernst seines Betragens in Scheu gehalten und zu stillschweigendem Gehorsam gezwungen wurden.

Die Soldaten waren auf zwei Tage mit Mais versehen, jedoch brachten sie auf dem Marsche durch ein anmuthiges, aber unbewohntes Land fünf Tage zu, worauf sie am sechsten die Provinz Chicaza betraten*). Das erste Dorf, welches sie erreichten, wurde Cabusto genannt. Es war das größte in der Provinz und lag an einem breiten und tiefen Flusse mit hohen Ufern **).

Der Gouverneur schickte, wie gewöhnlich, eine Friedensbotschaft an die Einwohner, welche dieselbe mit Hohn zurückwiesen. „Krieg ist es, was wir wünschen," war die Antwort, „ein Krieg mit Feuer und Schwert!" Die Spanier sahen, als sie sich dem Dorfe näherten, über funfzehnhundert

*) Der portugiesische Erzähler sagt, sie seien in die Provinz Pafallaya eingerückt.

**) Wird für den schwarzen Krieger- oder Tuscaloosa-Fluß gehalten.

Krieger vor demselben aufgestellt. Diese scharmützelten eine Weile mit ihnen, aber durch den Angriff überwältigt, entflohen sie nach dem Flusse. Einige sprangen in Kähne, Andere stürzten sich in's Wasser und erreichten auf diese Weise bald das jenseitige Ufer, wo ihre, aus achttausend Kriegern bestehende Hauptmacht aufgestellt war, um den Uebergang über den Fluß streitig zu machen.

Die Spanier fanden das Dorf völlig ausgeleert und verlassen. Die Einwohner hatten alle ihre Habseligkeiten, so wie ihre Frauen und Kinder fortgeschickt und sich zum Kriege gerüstet. Sie waren entschlossen, keine offene Schlacht zu wagen, sondern die Flußpassage zu vertheidigen, was sie, vermöge der Tiefe des Stroms und der hohen Ufer, leicht vermochten. Zu diesem Ende hatten sie ihre Streitkräfte auf zwei Meilen längs dem Ufer ausgebreitet, in der Hoffnung, das spanische Heer dadurch zu nöthigen, einen andern Weg einzuschlagen.

Nachdem es Nacht geworden war, plagten die Indianer ihre Feinde durch plötzliche Angriffe und häufiges Lärmschlagen ungemein. Sie passirten in ihren Kähnen den Fluß an verschiedenen Stellen und griffen dann, sich zu einer Schaar vereinigend, De Soto's Lager an. Die Spanier bedienten sich zu ihrer Vertheidigung einer

Kriegslist. Es waren drei Landungsplätze vorhanden, wo die Eingebornen landeten. Hier machten die Spanier Gruben, in denen ein Theil der Bogenschützen und Arquebusiere sich versteckt hielten. Sobald nun die Indianer an's Land geeilt waren und ihre Kähne verlassen hatten, stürzten ihre im Hinterhalt verborgenen Feinde mit dem Schwert in der Hand hervor und schnitten ihnen den Rückzug ab. Dies wiederholten sie dreimal mit Erfolg, worauf die Wilden keine Landung mehr versuchten, sondern sich mit einer scharfen Bewachung der Flußpassage begnügten.

Der Gouverneur ertheilte nunmehr an hundert der Geschicktesten seiner Leute den Befehl, zwei große, fast flache und sehr geräumige Böte oder Piraguen zu bauen. Damit der Feind ihre Beschäftigung nicht wahrnehme, ließ er sie ihren Bau in einem, anderthalb Meilen flußaufwärts und etwa eine Meile von dem Ufer entfernten Walde verrichten.

Die Arbeitsleute waren so emsig, daß sie in zwölf Tagen die Piraguen vollendeten. Um diese nach dem Fluß zu schaffen, wurden zwei Wagen erbaut, auf denen sie durch Maulthiere und Pferde fortgezogen und durch Menschen vorwärts geschoben wurden, welche Letztere an den schwierigsten Stellen

die Fahrzeuge auf ihren Schultern trugen. Auf diese Weise wurden sie eines Morgens vor Tagesanbruch nach dem Wasser gebracht und da, wo passende Landungsplätze auf beiden Ufern waren, vom Stapel gelassen.

De Soto, der beim Vomstapellassen dieser Böte gegenwärtig war, ließ zehn Reiter und vierzig Fußknechte in jedem sich einschiffen, mit der Weisung, schleunig über den Fluß zu setzen, ehe der Feind sich gesammelt haben würde, um sich der Ueberfahrt zu widersetzen. Das Fußvolk sollte rudern und die Reiter auf ihren Pferden sitzen bleiben, damit, nach der Ankunft am jenseitigen Ufer, mit dem Besteigen der Pferde keine Zeit verloren ginge.

Ungeachtet der von den Spaniern beim Herablassen der Böte beobachteten Stille, wurden sie dennoch von einer, am jenseitigen Ufer aufgestellten Schaar von etwa fünfhundert Wilden entdeckt. Diese schlugen Lärm, indem sie ein lautes Geschrei ausstießen, und stürzten herbei, um die Landung streitig zu machen.

Die Spanier, in der Besorgniß, daß ihre Feinde sich in größerer Zahl sammeln möchten, beeilten sich mit der Einschiffung. De Soto wollte sich in das erste Boot persönlich mit einschiffen,

allein die Seinigen verhinderten ihn, sich so unnöthiger Weise der Gefahr auszusetzen.

Diejenigen, welche sich in dem ersten Boote befanden, hielten sich emsig an's Rudern und erreichten, unter einem Hagel von Pfeilen, durch welche jeder Spanier mehr oder weniger verwundet wurde, bald das jenseitige Ufer. Der erste Reiter, welcher an's Land eilte, war Diego Garcia und dicht hinter ihm folgte Gonzalo Silvestre; Beide stürmten auf den Feind ein, trieben ihn in die Flucht und verfolgten ihn über zweihundert Schritte weit. Aus Besorgniß umringt zu werden, lenkten sie hierauf ihre Rosse um und sprengten nach ihren Gefährten zurück. Auf solche Art, bald angreifend, bald sich zurückziehend, kämpften diese unerschrockenen Cavaliere eine Weile ganz allein; bei der fünften Attake schlossen sich ihnen indeß noch einige andere Reiter an und jetzt waren sie im Stande, die Indianer im Schach zu halten.

Sobald das Fußvolk ans Land gestiegen war, suchte es Schutz in einem nahe gelegenen Weiler, den es nicht zu verlassen wagte, da es sehr gering an Zahl und jeder Soldat mehr oder minder verwundet war. Während dieses vorging, wurde das zweite Boot, in welchem De Soto sich eingeschifft hatte, stromabwärts geführt. Die Truppen ver-

suchten zu landen, fanden es aber wegen der steilen Ufer unausführbar; sie sahen sich daher genöthigt, mit großer Anstrengung stromaufwärts nach dem Landungsplatze zu rudern, der mittlerweile von den Feinden gesäubert worden war. Der Gouverneur, von siebenzig bis achtzig Spaniern begleitet, eilte ans Land und Denen zu Hülfe, welche in der Ebene kämpften.

Bei ihrer Annäherung zogen sich die Indianer zurück, welche, da sie sahen, daß die Spanier eine Landung bewerkstelligt hatten, ihre Streitkräfte zusammenzogen und sich in einem, mit Schilf bewachsenen Sumpf durch Pallisaden verschanzten, und von hier aus häufige Anfälle machten. Sie wurden jedoch ebenso oft zurückgetrieben und von der Reiterei mit Lanzen durchbohrt. In dieser Art verstrich der Tag unter unwichtigen Scharmützeln. Sämmtliche Truppen hatten endlich, ohne Belästigung, den Fluß passirt und beim Anbruch der Nacht war jeder Indianer verschwunden.

Zehntes Kapitel.

1540. Das Land in der Nähe des Flusses war eben und fruchtbar, und hier und dort mit kleinen Weilern bedeckt, in denen Vorräthe von Mais und getrockneten Hülsenfrüchten aufgefunden wurden. Nachdem, der Nägel wegen, die Piraguen wieder auseinander genommen waren, trat das Heer seinen Zug wieder an und gelangte, nach fünftägigem Marsch durch eine wüste Gegend, an einen andern Fluß, wo sich die Indianer ebenfalls aufgestellt hatten, um den Uebergang streitig zu machen *). De Soto machte, um nicht seine Leute ferneren Verlusten auszusetzen, Halt, bis nach Verlauf von zwei Tagen ein Boot gezimmert war, in welchem er einen Indianer als Abgeordneten an den Kaziken mit Friedens- und Freundschafts-Vorschlägen abschickte. Die Wilden ergriffen ihren Landsmann, ermordeten ihn am Ufer des Flusses, Angesichts der Spanier, und zerstreuten sich dann,

*) Man hält diesen Fluß für den Tombigbe.

als triumphirten sie über ihre Barbarei, mit fürchterlichem Geschrei.

Da jetzt kein Feind sich der Ueberfahrt mehr widersetzte, so führte De Soto seine Truppen über den Fluß und setzte sich sodann in Marsch, bis er am 18. December das Dorf Chicaza erreichte, nach welchem die Provinz ihren Namen führte *). Es lag auf einem sanft emporsteigenden Hügel, erstreckte sich von Norden nach Süden, wurde auf jeder Seite von einem Flüßchen bespült und von Wallnuß- und Eichenbäumen begrenzt.

Die Witterung war jetzt streng. Es war eine

*) Es ist, wenn man die Beschaffenheit des Landes, durch welches das spanische Heer zog, und dessen Beschreibung mit der neueren Schilderung dieser Gegend übereinstimmt, ferner die Richtung des Marsches, die Zeit und die Entfernung erwägt, sehr klar, daß dies das Land der Chickasaws, im obern Theil des Staates Mississippi, war; und jenes Dorf lag wahrscheinlich auf dem westlichen Ufer des Yazoo, eines Arms des Mississippi, etwa achtzig Meilen in nordwestlicher Richtung von Mobile. Charlevoix bemerkt: „Garcilaso de la Vega spricht in seiner Geschichte der Eroberung Florida's von den Chicachas und versetzt sie ungefähr in die nämliche Gegend, wo sie gegenwärtig noch sind." — S. Charlevoix Journ. Hist. Let. 29. p. 408. — Belknap's Am. Biography, V. I. p. 191. — Flint's Geog. and Hist. of the Mississippi, V. I. p. 496.

Menge Schnee gefallen, und da dieser gefroren war, so litten die Truppen in ihrem Lager außerordentlich. Der Gouverneur beschloß daher, seine Winterquartiere in Chicaza zu nehmen. Zu diesem Ende ließ er aus den benachbarten Weilern Holz und Stroh herbeitragen, um daraus Wohnungen zu errichten; denn obgleich es deren im Dorfe zweihundert gab, so waren doch diese zu klein zum Obdach für das ganze Heer.

Die Spanier weilten zwei Monate in diesem Lager ohne Belästigung und genossen einiger Ruhe und Erholung. Die Reiterei durchstreifte täglich die Umgegend und nahm viele Eingeborne gefangen, welche De Soto mit Geschenken und Friedens- und Freundschafts-Anträgen an den Kaziken abschickte. Dieser sandte günstige Antworten zurück, versprach von Tag zu Tag, das Lager zu besuchen, ließ jedoch eben so oft seine Zögerung entschuldigen und übersandte Geschenke an Früchten, Fischen und Wildpret. Der Gouverneur gab den vornehmsten Kriegern dieses Häuptlings ein Fest, bei dem auch einiges Schweinefleisch aufgetragen wurde. Dieses hatten die Indianer nie zuvor gekostet, fanden es aber so schmackhaft und delicat, daß sie von der Zeit an jede Nacht um das Lager herumschlichen, um Schweine zu stehlen und zu schlach-

ten. Zwei von ihnen wurden auf der That ertappt und auf Befehl des Gouverneurs erschossen; einem dritten wurden die Hände abgehauen und er selbst als ein schreckendes Beispiel für seine Landsleute an den Kaziken geschickt.

Um die nämliche Zeit geschah es, daß vier Soldaten, ohne des Gouverneurs Erlaubniß, nach der, etwa eine Meile vom Lager entfernten Wohnung des indianischen Häuptlings gingen und gewaltsamer Weise einige Felle und Mäntel wegnahmen, was die Indianer so sehr erbitterte, daß viele derselben ihre Heimath verließen. Als De Soto von dieser Gewaltthätigkeit hörte, ließ er die Thäter sämmtlich verhaften, verurtheilte die beiden Hauptanstifter, Francisco Osorio und einen gewissen Fuentez, zum Tode und confiscirte die Güter aller vier Verbrecher.

Die Priester und die Offiziere des Heeres baten den General flehentlich, das Urtheil zu mildern und wenigstens Francisco Osorio am Leben zu lassen. Allein De Soto war unbeugsam. Die unglücklichen Missethäter wurden auf den öffentlichen Platz geführt, um enthauptet zu werden. In demselben Augenblick kamen mehrere Indianer an, welche von dem Kaziken abgeschickt worden waren, um seine Beschwerden vorzubringen. Die-

ser Umstand, der geeignet zu sein schien, den Tod der Verbrecher zu beschleunigen, war gerade das Mittel zu ihrer Rettung. Juan Ortiz, der Dolmetscher, durch Balthasar von Gallegos und andere Offiziere von Rang bewogen, übersetzte dem unerbittlichen Gouverneur die Beschwerden falsch. Er sagte ihm, der indianische Häuptling habe diese Abgeordneten gesandt, um zu erklären, daß die Soldaten sich nicht gegen ihn vergangen hätten und daß er es als eine Gunstbezeugung ansehe, wenn sie begnadigt und in Freiheit gesetzt werden würden. Hierauf ließ De Soto den Verbrechern Gnade widerfahren. Andererseits versicherte Ortiz den Indianern, daß die Soldaten, die sich gegen sie vergangen hätten, in Haft wären und von dem Gouverneur in der Art bestraft werden würden, daß es dem ganzen spanischen Heere zu einem Beispiel dienen sollte.

Zum großen Verdruß der Spanier schlugen die Unterthanen dieses Kaziken beständig Lärm bei Nacht, als beabsichtigten sie einen Angriff auf das spanische Cantonnement; sobald aber die Soldaten hervordrangen, ergriffen sie die Flucht. Der Gouverneur argwöhnte, daß dies nur verstellte Angriffe seien, um seine Wachen sorglos zu machen, so daß, wenn ein wirklicher Angriff unternommen würde,

sie nicht auf ihren Posten wären. Er ermahnte daher seinen Generalquartiermeister, Luis de Moscoso, unaufhörlich auf der Hut zu sein und das Lager bei Nacht scharf zu bewachen. Sein Argwohn wies sich in der Folge als gegründet aus, obgleich er unglücklicher Weise nur wenig beachtet wurde.

1541. Eine finstere und trübe Nacht, in der zugleich ein furchtbarer Nordwind tos'te, wurde von dem Kaziken zu einem allgemeinen Angriff auf das von den Spaniern bewohnte Dorf ausersehen. Seine Streitkräfte in drei Haufen theilend, um auf drei verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit anzugreifen, führte er das Mitteltreffen persönlich an und näherte sich so geräuschlos, daß er bis auf hundert Schritte an die spanischen Schildwachen herankam, ohne bemerkt zu werden. Nachdem ihm durch seine Kundschafter hinterbracht worden, daß die beiden übrigen Heeresabtheilungen gleichfalls vorgedrungen seien, gab er das Zeichen zum Angriff.

Sogleich ertönte die Luft von dem Blasen auf Muschelschaalen, dem Rummeln auf hölzernen Trommeln und dem Schreien und Schlachtruf von Wilden, welche, Dämonen gleich, zum Angriff stürmten. Viele führten brennende Lunten bei sich,

welche Tauen, aus einem Pflanzenstoff verfertigt, glichen und, in der Luft umhergeschwenkt, sich zu einer Flamme entzündeten; Andere hatten Pfeile, an deren Spitze sich derselbe Zündstoff befand. Diese wurden auf die Häuser abgeschossen, welche, da sie von Rohr und Stroh waren, auf der Stelle Feuer fingen und bei dem heftig wehenden Winde bald in Flammen eingehüllt waren.

Die Spanier, obgleich durch diesen plötzlichen Angriff und wüthenden Ueberfall überrascht, stürzten heraus, um sich zu vertheidigen. De Soto, der beständig in seinem Wamms und Beinkleidern schlief, um auf dergleichen unerwartete Vorfälle vorbereitet zu sein, stülpte seinen Helm auf, legte ein Panzerhemd von durchgenähter, anderthalb Zoll dicker Baumwolle, die beste Schutzwehr gegen die Pfeile des Feindes, an, ergriff Schild und Lanze, bestieg sein Roß und stürmte unerschrocken in die Mitte seiner Feinde. Zehn bis zwölf Reiter folgten ihm, obwohl nicht sogleich.

Mit ihrem gewöhnlichen Feuer eilten die Soldaten nach allen Richtungen, um die Indianer zurückzutreiben; sie fochten indeß unter großen Nachtheilen. Der starke Wind wehte ihnen die Flammen und den Rauch gerade in's Gesicht, wodurch sie außerordentlich aus der Fassung gebracht

wurden. Einige waren genöthigt, auf allen Vieren aus ihren Hütten zu kriechen, um dem Feuer zu entrinnen; Andere flüchteten in ihrer Verwirrung von Haus zu Haus; noch Andere stürzten hinaus auf die Ebene, während ein Theil den Kranken und Verwundeten, welche in einer besonderen Wohnung sich befanden, zu Hülfe eilte. Ehe jedoch diese erschien, waren viele derselben in den wüthend um sich greifenden Flammen umgekommen.

Die Reiterei hatte nicht Zeit, sich zu bewaffnen oder ihre Pferde zu satteln. Einigen gelang es, diese aus den Flammen zu retten; Andere, welche ihre Pferde, weil sie, vermöge ihres feurigen Muthes, stätig waren, mit Ketten angebunden hatten und nicht Zeit gewannen, sie loszubinden, waren genöthigt, sie ihrem Schicksal zu überlassen und auf ihre eigne Sicherheit bedacht zu sein. Einige Wenige, die im Stande waren, aufzusitzen, eilten spornstreichs dem Gouverneur zu Hülfe, der mit einer geringen Zahl der Seinigen schon eine Zeitlang mit den Indianern gekämpft hatte. Die beiden andern feindlichen Heereshaufen drangen in das Dorf, griffen die Spanier zu gleicher Zeit von beiden Seiten an und richteten, durch das Feuer und den Rauch unterstützt, ein fürchterliches Gemetzel an.

Vierzig bis funfzig Soldaten, welche am östlichen Ende des Dorfes, wo das Feuer und die Schlacht am grimmigsten wütheten, aufgestellt waren, entflohen in das offene Feld. Nuño Tobar stürzte ihnen mit dem Schwert in der Hand und in der Eile mit ungeschnalltem Panzerhemd nach. „Kehrt um, Soldaten! kehrt um!" rief er ihnen zu, „wohin wollt ihr fliehen? Hier ist weder Cordova, noch Sevilla, um Euch eine Zufluchtstätte zu gewähren. Eure Sicherheit besteht in Eurem Muth und in der Stärke Eurer Waffen, und nicht in der Flucht." In dem nämlichen Augenblick kamen dreißig Soldaten aus einem Theil des Dorfes, den die Flammen noch nicht erreicht hatten, herbei, um den Fliehenden den Weg zu versperren. Sie verhöhnten ihre feigen Kameraden wegen ihrer schmachvollen Flucht, bewogen sie, sich der Streitmacht anzuschließen und eilten mit ihnen zur Erneuerung des Kampfes fort.

Zu der nämlichen Zeit brach Andreas de Vasconcelos mit vier und zwanzig auserlesenen Cavalieren seiner Schwadron, sämmtlich portugiesische Fidalgos, von denen die meisten in den Kriegen an der afrikanischen Grenze gedient hatten, auf das feindliche Hauptcorps ein. Nuño Tobar begleitete ihn zu Fuß. Der Ungestüm ihres Angriffes zwang die Wilden zum Rückzuge.

Diese zeitige Verstärkung verlieh der Handvoll Spanier, welche unter der Anführung des Gouverneurs in dieser Gegend kämpften, neuen Muth. De Soto hatte einen indianischen Krieger, der mit großer Wuth gefochten, auf's Korn genommen. Auf ihn eindringend, gab er ihm einen Stoß mit seiner Lanze; indem er sich aber mit seiner ganzen Stärke auf den rechten Steigbügel lehnte, um den Stoß zu wiederholen, glitt der Sattel, dessen Gurt in der Verwirrung des Ueberfalls nicht festgeschnallt worden war, ab und De Soto fiel mitten unter seine Feinde. Die Spanier, die dringende Gefahr, in der ihr General schwebte, gewahrend, drangen, sowohl zu Fuß, wie zu Pferde, zu seiner Rettung vor und wehrten die Indianer ab, bis er befreit und sein Roß gesattelt war. De Soto sprang sogleich auf dessen Rücken und stürzte sich wieder in den Kampf.

Die Indianer wurden endlich vollständig besiegt und flohen vom Kampfplatz. De Soto verfolgte sie mit seinen Reitern, so weit sie bei dem Schimmer des brennenden Dorfes erkannt werden konnten und ließ dann zum Rückzuge blasen, um seinen Verlust zu ermitteln. Diesen fand er größer, als er sich vorgestellt hatte. Vierzig Spanier waren im Kampfe gefallen. Unter den Todten

befand sich eine Spanierin, die Frau eines wackern Soldaten und die einzige Weibsperson, welche das Heer begleitet hatte. Ihr Gatte hatte sie, als er in den Kampf forteilte, zurückgelassen. Sie war aus dem Hause entkommen, aber dahin zurückgekehrt, um einige Perlen zu retten; allein die Flammen schnitten ihr den zweiten Rückzug ab und so wurde sie, als ein Opfer derselben, später aufgefunden.

Auch waren funfzig Pferde umgekommen und viele verwundet worden. Etwa zwanzig waren in den Häusern, wo sie angebunden von ihren Herren zurückgelassen werden mußten, entweder verbrannt oder durch Pfeile getödtet worden. Die Wurfgeschosse hatten geschickt die Richtung nach den edelsten Theilen erhalten. Ein Pferd hatte zwei Pfeile durch das Herz von entgegengesetzten Richtungen. Ein anderes, das größte und schwerste im Heere, war von einem so kräftigen Arm erschossen worden, daß der Pfeil durch beide Schultern gedrungen war und auf der andern Seite mit der Spitze hervorragte.

Ein anderer, für die Spanier schmerzlicher Verlust war der der Schweine, welche von ihnen mitgenommen worden waren, um für die beabsichtigte Niederlassung zur Zucht zu dienen. Sie

waren in einer, mit einem Strohdach versehenen Umzäunung eingesperrt gewesen und fast alle in den Flammen umgekommen.

Die Spanier fanden, als sie die Leichname der Indianer, die in der Schlacht geblieben waren, näher untersuchten, bei mehreren drei um den Leib gewundene Stricke. Diese hatten sie, wie behauptet wird, mitgebracht, um die gehoffte Beute zu sichern; mit dem einen sollte ein spanischer Gefangener gefesselt, mit dem zweiten ein Pferd weggeführt und mit dem dritten ein Schwein festgehalten werden. Diese Sage hat indeß stark den Geschmack eines Soldatenmährchens.

Dieser, auf die verderbliche Schlacht von Mauvila folgende unglückliche Kampf steigerte die Schwermuth und Reizbarkeit des Gouverneurs. Nach einer genauen Untersuchung in Betreff des nächtlichen Ueberfalls und der Umstände, welche es dem Feinde möglich gemacht hatten, sich unentdeckt zu nähern und sie auf eine so verderbliche Weise zu überfallen, maß er die ganze Schuld einer groben Nachlässigkeit auf Seiten Moscoso's im Ausstellen von Schildwachen und im Rundegehen bei. Das verzögerte Eintreffen Moscoso's auf dem unglücklichen Schlachtfelde von Mauvila hatte schon damals seinen Unwillen erregt, der

jetzt erneuert wurde, und bei diesem neuen Anlaß von Verdruß entsetzte er, seine Gefühle der Freundschaft für einen alten Waffenbruder vergessend, Moscoso seines Postens als Generalquartiermeister und ernannte an seine Stelle Balthasar de Gallegos.

Elftes Kapitel.

1541. Drei Tage nach dieser unglücklichen Schlacht verlegten die Spanier ihr Lager nach einer, etwa eine Meile entfernten vortheilhaftern Stellung, Chicacilla *) genannt. Hier legten sie eine Schmiede an und beschäftigten sich damit, ihre Schwerter, die durch das Feuer gelitten hatten, zu härten, und Sättel, Schilde und Lanzen zu verfertigen, um die von den Flammen verzehrten zu ersetzen.

In diesem Dorfe brachten sie den übrigen Theil des Winters zu, wobei sie durch die außer-

*) So viel wie ein kleines Chicaza.

ordentliche Kälte schrecklich litten. Sie befanden sich in einem traurigen Zustande, da sie aus dem letzten Brande keine andere Kleidungsstücke gerettet, als die sie zufällig auf dem Leibe gehabt hatten. Als die Wilden die Größe des von ihnen angerichteten Gemetzels erfuhren, wurde ihr verwegener Muth auf's Neue entflammt, und sie umschlichen jede Nacht das Lager, wiederholte Angriffe machend und unaufhörlich Allarm verursachend. Die Spanier waren genöthigt, stets auf ihrer Hut zu sein und sie formirten sich in vier verschiedene Schwadronen mit ausgestellten Schildwachen, damit die Indianer nicht, wie sie es in Chicaza gethan, die Häuser in Brand steckten. Sie boten beständig die größte Wachsamkeit auf, denn die Wilden fielen sie stündlich an. In diesen nächtlichen Scharmützeln wurden auf beiden Seiten Viele getödtet und verwundet.

Jeden Morgen sandte De Soto vier bis fünf Reiterschaaren nach verschiedenen Richtungen aus, um das Land zu durchstreifen; diese Truppen hieben jeden Indianer nieder, der ihnen aufstieß und kehrten bei Sonnenuntergang stets mit der Versicherung zurück, daß im Umkreise von vier Meilen nicht ein einziger mehr vorhanden sei. Demungeachtet waren nach vier bis fünf Stunden

Horden von Wilden wieder in Bereitschaft, sie anzugreifen. Es schien fast unglaublich, daß sich solche Schaaren in so kurzer Zeit hatten sammeln können.

In einer Nacht näherte sich eine Bande von Eingebornen behutsam dem Platze, wo der Hauptmann Juan de Guzmann mit seiner Schwadron sich aufgestellt hatte. Guzmann, der sie bei'm Schein einiger brennenden Reisbündel erblickte, schwang sich auf sein Roß und griff sie mit fünf Reitern und einigem Fußvolk kräftig an. Er, der ein Cavalier von unerschrockenem Geiste, obgleich von zartem Körperbau war, ersah sich einen Indianer bei der Vorhut, der ein Panier trug, und machte auf ihn einen Ausfall mit seiner Lanze. Der Indianer wich dem Stoße aus, erfaßte mit seiner Rechten die Lanze, entriß sie dem Spanier, packte ihn selbst am Kragen und schleuderte ihn mit einem heftigen Ruck aus dem Sattel zu Boden — alles dies, während er in seiner Linken das Banner hielt.

Die Soldaten, welche die dringende Gefahr ihres Anführers erblickten, stürmten heran, erschlugen den Indianer und trieben die ganze Schaar von Wilden in die Flucht. Die Reiter verfolgten sie hitzig und da das Terrain die Bewegungen ihrer Pferde begünstigte, so würden die Spanier ihren letzten Unfall wacker gerächt haben, wären

sie nicht plötzlich auf ihrer Bahn aufgehalten worden durch den Ruf: „Zum Lager! zum Lager!“ Bei diesem Schreckruf umlenkend, sprengten sie nach dem Lager zurück und auf diese Weise entkamen die Fliehenden. Der Lärm war von einem Mönch geschlagen worden, der die Besorgniß hegte, die Reiter möchten in der Hitze des Verfolgens in einen feindlichen Hinterhalt fallen. Vierzig Indianer blieben in diesem Scharmützel. Die Spanier verloren zwei ihrer Pferde und zwei wurden verwundet.

Das Heer weilte in diesem Lager bis Ende März. Außer daß sie von ihren Feinden unaufhörlich geneckt und beunruhigt wurden, litten sie hart durch die Kälte, welche im äußersten Grade streng und für Leute, welche jede Nacht unter den Waffen zubringen mußten und kaum noch ein Kleidungsstück besaßen, um so empfindlicher war.

Aus dieser dringenden Noth wurden sie indeß durch die Erfindungskraft eines gemeinen Soldaten gerissen. Diesem nämlich gelang es, aus langem, weichem Grase oder dürrem Epheu eine, vier Finger dicke Matte zu verfertigen, deren eine Hälfte als Matratze diente und deren andere wie eine Bettdecke übergebreitet wurde.

Diese Feldbetten wurden jeden Abend nach

der Hauptwache geschafft und durch sie wurden die auf Wache befindlichen Soldaten in den Stand gesetzt, die strenge Kälte der Winternächte zu ertragen. Auch fand das Heer reiche Vorräthe von Mais und getrockneten Früchten in der Nachbarschaft.

Am 1. April brach das Heer von seinem Lager auf. Am ersten Tage wurden vier Meilen zurückgelegt durch ein offenes, mit kleinen Weilern dicht besäetes Land, und in einer Ebene jenseits des Gebiets von Chicaza Halt gemacht, wobei man sich mit der eitlen Hoffnung schmeichelte, den Belästigungen der Indianer, nachdem man deren Provinz verlassen, nicht länger ausgesetzt zu sein.

Ein, von Juan de Añasco angeführter starker Trupp Reiterei und Fußvolk, der nach Lebensmitteln ausgesandt worden war, kam vor eine indianische Festung, deren Besatzung aus einer zahlreichen Schaar von Wilden bestand, welche Teufeln ähnlicher, als Menschen sahen. Ihre Leiber waren mit weißen, schwarzen und rothen Streifen bemalt, ihre Gesichter geschwärzt und ihre Augen mit rothen gemalten Ringen umgeben, was ihnen ein grimmiges Ansehen gab. Einige trugen Federn, Andere Hörner auf dem Kopf. Als sie

die Spanier erblickten, brachen sie heulend und schreiend und hölzerne Trommeln rührend, hervor.

De Añasco zog sich nach einem offenen Felde, auf Bogenschußweite von der Festung, zurück, und stellte hier seine Armbrustschützen mit ihren Schilden vor den Pferden auf, um diese zu decken. In dieser Stellung erwartete er die leichten scharmuzirenden Angriffe der Indianer. Die Letzteren, welche die numerische Geringfügigkeit der Spanier sahen, verhöhnten sie in einiger Entfernung durch eine seltsame Art von Mummerei. Nachdem sie vor ihrer Festung ein großes Feuer angezündet hatten, stellten sie sich, als streckten sie einen ihrer Gefährten mit einem Keulenschlag auf den Kopf zu Boden, schwenkten ihn dann mit den Füßen und Schultern hin und her, als wollten sie ihn in die Flammen werfen und gaben dadurch den Spaniern zu verstehen, welche Behandlung ihrer harre. Juan de Añasco hatte ein zu reizbares Temperament, um dergleichen Verhöhnungen geduldig zu ertragen; da er jedoch einsah, daß seine Streitmacht zu geringfügig sei, um die Festung angreifen zu können, so fertigte er drei Reiter an den Gouverneur ab mit dem Gesuch um Verstärkung.

De Soto brach, ein Drittheil des Fußvolks und der Reiterei zur Bewachung des Lagers zurück,

lassend, sofort auf, um die Festung, welche Alibamo *) genannt wurde, zu erstürmen. Sie war in Gestalt eines Vierecks erbaut und durch starke Pallisaden geschützt. Die Seiten waren jede vierhundert Schritte lang. Der innere Raum war von zwei anderen, von der einen Seite zur andern sich erstreckenden Pallisaden durchschnitten und in abgesonderte Räume getheilt. In der äußeren Mauer befanden sich drei Eingänge, die so niedrig und eng waren, daß Niemand zu Pferde hindurch gelangen konnte. Hinter dieser Mauer befand sich eine zweite, ebenfalls mit drei Eingängen, und hinter der zweiten eine dritte, so daß, wenn die äußere Mauer erobert war, die Besatzung sich hinter die zweite, hinter die dritte u. s. w. zurückziehen konnte. In der letzten Mauer befanden sich gleichfalls drei Thore, die nach einem schmalen und tiefen, hinter der Festung dahinströmenden Fluß **) hinausführten. Die Ufer dieses Flusses waren so hoch, daß es ausnehmend schwer hielt, sie zu Fuß zu erklimmen und sie daher für Pferde unzugänglich waren. Einige plump verfertigte,

*) Wir geben diesen Namen nach dem Inca. Der portug. Erzähler nennt den Platz Alimamu.

**) Wird für den Yazoo gehalten.

verfallene Brücken, die über den Fluß geworfen waren, gewährten einen schwierigen Uebergang.

Die Indianer hatten ihre Festung auf diese Weise erbaut, damit die Spanier von ihren Pferden keinen Gebrauch machen könnten, sondern genöthigt würden, mit ihnen zu Fuß zu kämpfen, in welcher Fechtweise sie ihren Feinden nicht nur gleich zu stehen, sondern selbst überlegen zu sein glaubten.

De Soto ließ, nachdem er die Festung sorgfältig recognoscirt hatte, etwa hundert der am besten bewaffneten Reiter absitzen, sich in drei Schwadronen theilen, mit drei Mann Fronte vorrücken und den Angriff eröffnen, während das mit schützender Rüstung nicht so vollständig versehene Fußvolk den Nachtrab bildete. Die Schwadronen waren beordert, die drei Thore gleichzeitig zu stürmen. Juan de Guzmann führte die eine Schwadron, Alonso Romo de Cardeñosa die zweite und Gonzalo Silvestre die dritte an.

Die Indianer, die sich bis zu diesem Augenblick in ihrer Festung eingeschlossen hatten, brachen, als sie die Vorkehrungen der Spanier zum Sturme sahen, hundert Mann stark aus jedem Thore zum Kampf hervor. Bei ihrer ersten Pfeilsalve stürzten Diego de Castro, Luis Bravo und Francisco de Figue-

roa tödtlich verwundet zu Boden. Allen Dreien drangen Wurfgeschosse, mit Widerhaken von Feuerstein versehen, durch die Schenkel; denn die Wilden hatten in ihren Kämpfen mit den Spaniern einige Erfahrungen gemacht und zielten daher stets nach den nicht beschützten Schenkeln. Als die Spanier ihre Gefährten fallen sahen, munterten sie sich einander auf zu eilen und den Indianern keine Zeit zu lassen, sie mit ihren Pfeilen zu belästigen, und hierauf wüthend vordringend, trieben sie den Feind bis an die Thore der Festung vor sich her.

Während Juan de Añasco und Andreas de Vasconcelos die Wilden in der einen Flanke angriffen, fiel ihnen De Soto mit zwanzig Reitern in die andere. Indem der Gouverneur vorwärts sprengte, erhielt er einen Pfeilschuß auf seinen Helm mit solcher Gewalt, daß das Geschoß auf Pikenlänge in die Luft zurückprallte und De Soto nachher gestand, die Funken seien ihm aus den Augen geflogen. Durch den vereinigten Angriff der Reiterei und des Fußvolks gedrängt, suchten die Indianer die Eingänge ihrer Festung zu erreichen, allein diese waren so eng, daß eine Menge der Ihrigen draußen niedergemetzelt wurden. Die Spanier drangen in buntem Gemisch mit ihnen ein.

Das Blutbad innerhalb der Festung war

fürchterlich. Die Wilden waren zusammengedrängt und die Spanier, des Schadens gedenkend, der ihnen von denselben im verflossenen Winter zugefügt worden war, ließen ihrer Rache freien Lauf und metzelten sie ohne Gnade nieder. Da die Indianer auf ihrem Körper völlig unbeschützt waren, so konnte ihnen leicht das Garaus gemacht werden. Viele liefen, ihrer Behendigkeit vertrauend, von der Mauer herab in das freie Feld, fielen aber dort in die Hände ihrer Feinde und wurden auf der Stelle niedergemacht. Manche entkamen durch die hinteren Thore nach den Brücken, allein bei ihrer Eilfertigkeit, um hinüber zu gelangen, wurden mehrere in den unten fließenden Strom gestoßen. Andere, von ihren Feinden gedrängt, stürzten sich von dem Ufer hinab und schwammen hinüber. In kurzer Zeit war die Festung in der Gewalt der Spanier; aber diejenigen Indianer, welche das jenseitige Ufer erreicht hatten, stellten sich dort in Schlachtordnung auf.

Einer der Wilden, die entkommen waren, wünschte seine Geschicklichkeit im Handhaben von Bogen und Pfeil zu zeigen, trennte sich daher von seinen Gefährten, rief die Spanier an und gab ihnen durch Zeichen und Worte zu verstehen, daß er einen Bogenschützen herausfordere, mit ihm einen Schuß

zu wechseln, um zu sehen, wer der beste Schütze sei. Alsbald trat Juan de Salinas, ein österreichischer Edelmann, der nebst seinen Gefährten gegen die Pfeile durch Bäume geschützt gewesen war, hervor, ging zum Ufer hinab und stellte sich dem Indianer grade gegenüber auf. Einer seiner Kameraden rief ihm zu, er möge warten, bis er ihn mit seinem Schilde decken könnte; allein Salinas weigerte sich, einen Vortheil vor seinem Gegner voraus zu haben. Er legte einen Pfeil in seine Armbrust, während der Indianer ebenfalls einen Pfeil aus seinem Köcher hervorsuchte, und Beide schossen zu gleicher Zeit ab.

Der Schuß Juan's de Salinas war wirksamer und das Geschoß drang in des Indianers Brust. Er würde zu Boden gesunken sein, wäre er nicht in die Arme seiner Gefährten gefallen, welche ihn, mehr todt, als lebendig, forttrugen. Der Pfeil des Indianers drang dem Spanier in den Nacken und blieb in der Wunde stecken. Salinas kehrte in diesem Zustande zu seinen Kameraden zurück, hocherfreut über seinen Erfolg, und die Gefährten des gefallenen Indianers ließen ihn ruhig fortgehen, da es sich um einen Zweikampf gehandelt hatte.

Der Adelantado, entschlossen, die Frechheit

und Verwegenheit dieser Indianer zu züchtigen, beorderte die Reiterei, ihm zu folgen und sprengte, oberhalb der Festung eine seichte Stelle im Fluß durchwatend, hinaus auf die Ebene, wo er, nach einem Sturmangriff auf die Wilden, diese über eine Meile weit verfolgte und ein großes Gemetzel unter ihnen anrichtete; ohne die Dazwischenkunft der Nacht wäre nicht ein einziger entronnen, um die Unglücksbotschaft zu überbringen. Denn das Blutbad war in der That sehr groß.

Nachdem die Spanier mit dem Verfolgen inne gehalten hatten, kehrten sie nach ihrem Lager zurück und rasteten vier Tage, um der Verwundeten zu pflegen. Funfzehn der Letztern starben an ihren Wunden, unter ihnen die Cavaliere, welche im Beginn der Schlacht gefallen waren. Sie wurden von ihren Gefährten sehr betrauert; denn sie waren edel, jung und tapfer — nicht einer von ihnen hatte das fünf und zwanzigste Jahr erreicht.

Zwölftes Kapitel.

1541. Nach vier Tagen brachen die Spanier von ihrem Lager bei Alibamo auf und marschirten noch immer in nördlicher Richtung, um das Meer zu vermeiden. Sieben Tage lang führte sie ihr Weg durch ein unbewohntes Land, voll Wälder und Sümpfe, wo sie ihre Pferde bisweilen schwimmen lassen mußten. Endlich bekamen sie ein Dorf zu Gesicht, welches Chisca genannt wurde und in der Nähe eines breiten Flusses lag, den sie, da er der größte war, den sie in Florida entdeckt hatten, Rio Grande nannten, und der derselbe ist, welcher gegenwärtig der Mississippi genannt wird *). Die

*) Der Inca, auf die Autorität eines der Gefährten De Soto's, Juan Coles, sich stützend, sagt, der indianische Name dieses Flusses sei Chucagua gewesen. Der portug. Erzähler bemerkt, an einer Stelle sei derselbe Tumaliseu, an einer andern Tapata, an einer dritten Mico, und da, wo er sich in's Meer ergossen, Ri genannt worden. Wahrscheinlich hatte der Fluß unter den verschiedenen Indianerstämmen auch verschiedene Namen. Das Dorf Chisca wird von dem portug. Erzähler Quizquiz genannt.

Indianer dieser Provinz wußten nichts von der Annäherung der Fremdlinge, was von ihrem unaufhörlichen Kriegführen mit den Eingebornen von Chicaza und daher rührte, daß das zwischenliegende Land unbevölkert war. In demselben Augenblick, wo die Spanier das Dorf zu Gesicht bekamen, drangen sie in der größten Unordnung ein, nahmen viele Indianer beiderlei Geschlechts und jedes Alters gefangen und plünderten die Wohnhäuser.

Das Wohngebäude des Kaziken, das zu einem Fort diente, stand auf einem hohen künstlichen Wall auf der einen Seite des Dorfes, und man konnte nur auf zwei Leitern hinauf gelangen. Viele Indianer nahmen dahin ihre Zuflucht, während andere in einen, zwischen dem Dorf und dem Fluß liegenden Wald flohen. Chisca, der Häuptling der Provinz, war sehr alt und lag auf seinem Bette krank darnieder. Nichtsdestoweniger verließ er, als er den Lärm und das Geschrei hörte, sein Lager und stürmte hinaus. Als er den Angriff auf sein Dorf und die Gefangennahme seiner Unterthanen gewahrte, ergriff er einen Tomahawk und begann in toller Wuth hinabzusteigen, Jedem, der es gewagt hatte, sein Gebiet ohne Erlaubniß zu betreten, mit Vernichtung drohend. Bei allen diesen Großprahlereien war der Kazike, außer,

daß er gebrechlich und ungemein alt war, auch noch von winziger Gestalt — der jämmerlich kleinste Indianer, den die Spanier auf allen ihren Zügen gesehen hatten. Er war jedoch von dem Andenken an die Thaten und Unternehmungen seiner Jugend beseelt, denn er war ein tüchtiger Krieger gewesen und herrschte über ein großes Gebiet.

Die Frauen und Diener des Kaziken umringten ihn und beschworen ihn mit Thränen und flehentlichen Bitten, sich zurückzuziehen, während zugleich Diejenigen, die aus dem Dorfe kamen, ihn benachrichtigten, daß die Feinde Männer seien, wie man dergleichen nie zuvor gesehen, noch je davon gehört habe und daß sie auf seltsamen Thieren bedeutender Größe und wundersamer Behendigkeit herankämen. „Wenn Ihr mit ihnen zu kämpfen wünscht," sprachen sie, „um diesen Schimpf zu rächen, so wird es besser sein, die Krieger der Nachbarschaft zusammenzuberufen und eine passende Gelegenheit abzuwarten. Mittlerweile laßt uns den Anschein der Freundschaft annehmen und durch keine unbedachtsame Uebereilung unsere eigene Vernichtung herbeiführen." Durch diese und ähnliche Vorstellungen brachten die Frauen und Diener ihn von dem Entschluß zurück, sich in den Kampf zu stürzen. Er beharrte nichtsdestoweniger in sei-

nem Grimm und Zorn und als der Gouverneur ihm eine Gesandtschaft mit Friedensanträgen schickte, wies er in seiner Antwort alle Unterhandlungen zurück und athmete nichts als Rache.

De Soto und seine Kampfgenossen, ermüdet von dem beschwerlichen Kriegführen des verflossenen Winters, wünschten sehr den Frieden. Da das Dorf geplündert und der Kazike beleidigt worden war, so waren sie freilich in einer Klemme, weshalb sie denn auch dem Häuptling viele höfliche und besänftigende Botschaften sandten. Abgesehen von ihrer Unlust zum Kriege bemerkten sie auch, daß während ihres dreistündigen Aufenthalts im Dorfe nahe an viertausend wohlbewaffnete Krieger sich um ihren Häuptling gesammelt hatten und sie fürchteten, daß wenn eine solche Streitmacht in so kurzer Zeit aufgestellt werden könnte, noch große Verstärkungen in Reserve sein möchten. Sie erkannten überdies, daß die Lage des Dorfes den Indianern in eben dem Grade günstig, wie ihnen selbst ungünstig war, denn da die umliegenden Ebenen mit Bäumen bedeckt und mit zahlreichen Gewässern durchschnitten waren, so mußte dieser Umstand den Bewegungen der Reiterei hinderlich sein. Aber was noch mehr, als alles dieses, war — sie hatten aus sattsamer Erfahrung erkannt,

daß die unaufhörlichen Feindseligkeiten ihnen nicht im Geringsten zum Vortheil gereichten. Täglich wurden Menschen und Pferde erschlagen und mitten in einem feindlichen Lande und fern von der Heimath und der Hoffnung auf Verstärkungen, nahm ihre Zahl allmählig ab.

Die Indianer hielten einen Rath, um die Botschaften der Fremdlinge in Erwägung zu ziehen. Viele stimmten für den Krieg: sie waren erbittert über die Gefangennahme ihrer Frauen und Kinder und die Plünderung ihres Eigenthums, und um wieder in den Besitz davon zu gelangen, hielten sie nach ihren rohen Begriffen die Waffen für das einzige Mittel. Andere, welche nichts verloren hatten, waren demungeachtet, vermöge einer angeborenen Kampflust, einer friedlichen Ausgleichung entgegen. Sie wünschten ihre Tapferkeit zu zeigen und die Probe zu machen, welche Art Menschen Diejenigen wären, welche so seltsame Waffen führten. Die friedfertigeren Wilden riethen jedoch zur Annahme des angetragenen Friedens, als das sicherste Mittel zur Wiedererlangung ihrer Frauen, Kinder und Güter. Sie setzten hinzu, der Feind könne ihre Dörfer in Brand stecken und ihre Felder verwüsten, zu einer Zeit, wo ihr Getreide fast zur Reife gediehen sei, also auf

diese Weise ihre Drangsale sehr vermehren. Die Tapferkeit dieser Fremdlinge, sprachen sie, sei zur Genüge erwiesen; denn Männer, die durch so viele Feinde sich den Weg gebahnt, könnten nur heldenmüthig sein.

Dieser letzte Rath bekam das Uebergewicht. Der Kazike, seinen Aerger verbergend, ertheilte dem Abgeordneten die Antwort, daß da die Spanier Frieden wünschten, er ihn bewilligen, ihnen den Aufenthalt im Dorfe gestatten, so wie mit Lebensmitteln sie versehen wolle, unter der Bedingung, daß sie seine Unterthanen sofort frei ließen und deren Eigenthum zurückerstatteten. Auch bedung er sich aus, daß sie ihm nie vor Gesicht kommen sollten. Würden diese Vorschläge angenommen, sagte er, so wolle er Freundschaft halten, wo nicht, so fordere er sie zum Kampfe heraus.

Die Spanier gingen auf diese Bedingungen bereitwillig ein. Die Gefangenen und das geraubte Gut wurden zurückgegeben und die Indianer verließen das Dorf, in ihren Wohnungen Nahrungsmittel für die Spanier zurücklassend, welche Letztere hier sechs Tage hindurch verweilten, um ihrer Kranken zu pflegen. Am letzten Tage besuchte De Soto den Kaziken mit dessen Erlaubniß und dankte ihm für seine Freundschaft und Gastfreiheit,

und am folgenden Morgen trat das Heer seinen Marsch wieder an.

Dreizehntes Kapitel.

1541. Das Heer machte nach dem Aufbruch von Chisca, wegen der Kranken und Verwundeten, langsame Tagereisen von drei Meilen täglich. Es folgte den Windungen des Flusses bis zum vierten Tage, wo es zu einer freien, offenen Stelle in den Dickichten gelangte. Bis dahin hatten die Spanier sich durch einen unermeßlichen Wald am Rande des Stromes, dessen Ufer auf beiden Seiten so hoch waren, daß sie auf ihnen weder hinab, noch hinauf steigen konnten, durchwinden müssen. De Soto fand es für nothwendig, auf dieser Ebene zwanzig Tage zu verweilen, und ließ Böte oder Piraguen zur Ueberfahrt über den Fluß, an dessen jenseitigem Ufer eine starke Schaar indianischer Krieger, wohl bewaffnet und mit einer Flotte von

Kähnen versehen, sich gesammelt hatte, um sich dem Uebergange der Spanier zu widersetzen, erbauen.

Am folgenden Morgen, nachdem Halt gemacht worden war, erhielt der Gouverneur einen Besuch von einigen Eingebornen. Sie naheten sich, ohne ein Wort zu sprechen, wandten ihr Antlitz nach Osten und machten eine tiefe Kniebeugung vor der Sonne, worauf sie, nach Westen blickend, eine zweite dem Monde machten und mit einer ähnlichen, aber weniger ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen De Soto, den Beschluß machten. Sie sagten, sie kämen im Namen ihres Kaziken und seiner sämmtlichen Unterthanen, um die Spanier willkommen zu heißen und ihre Freundschaft und Dienste anzubieten, wobei sie hinzufügten, sie wären begierig, zu sehen, von welcher Menschengattung die Fremdlinge seien, da eine von ihren Vorfahren herstammende Sage, daß ein weißes Volk erscheinen und ihr Land erobern werde, sich vorfinde. Der Adelantado sagte ihnen in seiner Antwort viel Freundliches und entließ sie, erfreut über diesen höflichen Empfang. Der Kazike sandte ihm wiederholte freundliche Botschaften, besuchte aber nie persönlich das Lager, indem er sich mit Unpäßlichkeit entschuldigte. Seine Unterthanen halfen den Spaniern mit großer Bereitwilligkeit, während die

Indianer vom jenseitigen Ufer sie unaufhörlich neckten, in ihren Kähnen herüber kamen und, während sie bei der Arbeit waren, Pfeile auf sie abschossen. Die Arquebusiere und Armbrustschützen verbargen sich jedoch, wie bei einer früheren Gelegenheit, in Gruben, bis der Feind nahe gekommen war, kamen dann plötzlich zum Vorschein und trieben ihn mit großem Gemetzel in die Flucht.

Eines Tages gewahrten die Spanier eine Flotte von zweihundert Kähnen, welche den Fluß herabkam. Diese Kähne waren mit bewaffneten Indianern angefüllt, die nach ihren wilden Sitten bemalt und mit Federn von allen Farben geschmückt waren und in ihren Händen Schilde, aus Büffelhaut verfertigt, hielten, mit denen einige die Ruderer schützten, während andere auf dem Vorder- und Hintertheil der Kähne mit ihren Bogen und Pfeilen standen. Die Kähne des Kaziken und der vornehmsten Krieger waren mit wunderlichen Zelten versehen, unter denen sie saßen und den Ruderern ihre Befehle ertheilten. „Es war ein angenehmer Anblick," sagt der portugiesische Erzähler, „diese wilden Eingebornen in ihren sauber gemachten, bedeutend großen Kähnen, mit ihren Zelten, bunten Federn und wehenden Fahnen, einer Flotte von Galeeren ähnlich, zu sehen."

Sie ruderten bis auf Steinwurfweite vom Ufer, wo der Gouverneur, von seinen Offizieren umgeben, stand. Der Häuptling redete ihn an und erklärte, er sei gekommen, ihm seine Dienste anzubieten und ihn seines Gehorsams zu versichern, da er erfahren habe, daß der spanische Heerführer der mächtigste Fürst der ganzen Erde sei. De Soto stattete ihm seinen Dank ab und ersuchte ihn, ans Land zu steigen, damit sie sich bequemer mit einander unterhalten könnten. Der Kazike gab keine Antwort und sandte dagegen drei Kähne ans Land, mit Geschenken an Früchten und Brot, welches aus dem Fleisch einer gewissen Pflaumenart*) bereitet war. Der Gouverneur forderte den Wilden nochmals zum Landen auf, da er ihn aber zaudern sah und Verrath fürchtete, so stellte er seine Leute in Schlachtordnung auf. Alsbald lenkten die Indianer ihre Kähne um und entflohen. Die Armbrustschützen schickten ihnen einen Hagel von Pfeilen nach und tödteten fünf bis sechs von ihnen. Sie zogen sich in guter Ordnung zurück, die Ruderer mit ihren Schilden deckend. Seitdem landeten

*) Thränengras oder Hiobsthränen (persimmon). Noch jetzt wird aus dieser wilden Frucht unter den Indianern und Ansiedlern im Westen Brot bereitet.

sie mehrmals, um, wie man vermuthete, die Soldaten anzugreifen; sobald aber die Spanier auf sie eindrangen, flüchteten sie nach ihren Kähnen.

Nach Verlauf von zwanzig Tagen waren vier Piraguen erbaut und vom Stapel gelassen. Etwa drei Stunden vor Tagesanbruch ließ De Soto sie bemannen und jedes Boot mit vier Reitern von erprobtem Muth besteigen.

Die Ruderer boten bei dem Uebersetzen alle ihre Kräfte auf und in einer Entfernung von funfzig Schritten vom jenseitigen Ufer stürzten sich die Reiter mit ihren Pferden ins Wasser, bewerkstelligten, da sie auf keinen Widerstand von Seiten des Feindes stießen, mit leichter Mühe eine Landung und bemeisterten sich des Passes. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang hatte das ganze Heer den Missisippi überschritten.

Der Fluß war an dieser Stelle, nach der Angabe des portugiesischen Berichterstatters, eine halbe Meile von dem einen Ufer zum andern breit, so daß, wenn Jemand diesseits stand, er jenseits kaum erkannt werden konnte. Der Strom war von großer Tiefe, außerordentlich reißend und sehr trübe und schlammig; außerdem war er stets mit schwimmenden Bäumen und Holzstämmen bedeckt,

die durch die Gewalt der Strömung fortgetrieben wurden *).

Nachdem die Spanier die Böte, wie bei einer früheren Gelegenheit, wieder auseinander genommen hatten, um die Nägel zu behalten, traten sie ihren Marsch an, der sie vier Tage lang durch eine, an vielen Stellen von Sümpfen, die sie durchwaten mußten, durchschnittene Wildniß führte. Am fünften Tage bekamen sie, von dem Gipfel eines hohen Bergrückens aus, ein großes, etwa vierhundert Wohnungen enthaltendes Dorf zu Gesicht, welches an einem Flusse **) lag, dessen Ufer, so weit das Auge reichen konnte, mit üppigen Maisfeldern, die mit Hainen von Fruchtbäumen abwechselten, bedeckt waren. Die Eingebornen, die von dem Herannahen der Fremdlinge bereits Kunde erhalten hatten, kamen schaarenweise herbei, um sie zu empfangen und boten ihnen bereitwillig ihre Wohnungen und Sachen zu ihrem Gebrauche an.

Kurz darauf erschienen zwei indianische Häuptlinge, mit einem Gefolge von Kriegern und hießen

*) Diese Stelle, wo De Soto und sein Heer den Mississippi passirten, war wahrscheinlich der unterste Chickasaw-Bluff, einer der alten Fähr- oder Ueberfahrtsplätze, zwischen dem 34. und 35. Grad nördlicher Breite.

**) Wahrscheinlich der St. Francisfluß.

die Spanier im Namen ihres Kaziken, mit dem Anerbieten seiner Dienste, willkommen. Der Gouverneur empfing sie sehr zuvorkommend und behandelte sie mit solcher Freundlichkeit und Güte, daß sie wohl zufrieden wieder fortgingen.

Die Spanier, welche einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln für Menschen und Pferde vorfanden, blieben sechs Tage in dem Dorfe, welches, gleich der ganzen Provinz und deren Kaziken, den Namen Casquin oder Caqui führte *).

Nachdem sie ihren Marsch wieder angetreten hatten, führte sie dieser durch eine volkreiche und offene Gegend, wo das Land erhabener und der Boden weniger angeschwemmt war, als man dies irgendwo an den Mississippi-Ufern wahrgenommen hatte. Die Felder waren ausnehmend fruchtreich und die Pecannuß, die rothe und graue Pflaume und die Maulbeeren waren dort in großer Fülle vorhanden **). In zwei Tagen gelangten die Truppen

*) Diese Indianer werden für identisch mit den Kaskaskias-Indianern gehalten, welche damals eine südwestliche Provinz des Missouri bevölkerten. S. Nuttal's Arkansas, p. 82, 250, 251. Charlevoix, Journal Historique, V. 3. Let. 28.

**) Man glaubt hierin die kleine Prairie und die bis Neu-Madrid sich erstreckende Hochlandskette, in deren

zum Hauptort und Wohnsitz des Kaziken. Er lag etwa sieben Meilen stromaufwärts, auf der nämlichen Seite des Flusses, in einer sehr fruchtbaren und volkreichen Gegend. Die Spanier wurden hier von dem Kaziken bewillkommnet, der dem Gouverneur ein Geschenk an Mänteln*), Fellen und Fischen machte und ihn zur Einkehr in seine Wohnung einlud, die an der einen Seite des Dorfes auf einem hohen, künstlichen Hügel lag, und aus zwölf bis dreizehn großen Häusern, zur Bequemlichkeit für seine zahlreiche Familie von Weibern und Dienern, bestand. Der Gouverneur lehnte, aus Besorgniß, ihn zu belästigen, die Einladung ab. Ein Theil des Heeres wurde in den Häusern untergebracht und die Uebrigen erhielten unter Lauben, welche von den Indianern in dicht angrenzenden Hainen aus Baumzweigen schnell errichtet waren, ein Obdach. Es war jetzt im Maimonat und da das Wetter drückend wurde, so fanden die Bewohner dieser ländlichen Behausungen sie höchst angenehm.

Nähe viele Ueberreste aus der Vorzeit anzutreffen sind, wieder zu erkennen. S. Nuttal's Arkansas, p. 251.

*) Diese Mäntel waren aus groben Fäden von Baumrinde und Nesseln verfertigt.

Vierzehntes Kapitel.

1541. Das Heer blieb drei Tage hindurch und mit beiderseitigen freundlichen Gesinnungen ruhig im Dorfe. Am vierten Morgen fand sich der Kazike in Begleitung aller seiner angesehensten Unterthanen bei De Soto ein und redete ihn, nach einer tiefen Verbeugung, folgendermaßen an: „Herr, Ihr seid uns an Tapferkeit überlegen und übertrefft uns hinsichtlich der Waffen, auch glauben wir, daß Euer Gott besser ist, als unser Gott! Diese hier, die Ihr vor Euch seht, sind die vornehmsten Krieger meiner Staaten. Wir bitten Euch, Ihr möget zu Eurem Gott beten, daß er uns Regen sende, denn unsere Felder sind aus Mangel an Wasser ausgedörrt!“ *)

De Soto erwiederte, daß obwohl er und alle seine Begleiter nur Sünder wären, sie dennoch Gott,

*) Der portugiesische Erzähler sagt, der Kazike habe ihn ersucht, zweien Blinden, die er mitgebracht hatte, das Gesicht wieder zu geben.

den barmherzigen Vater, anflehen wollten, ihren heidnischen Brüdern Barmherzigkeit widerfahren zu lassen. Hierauf befahl er, in Gegenwart des Kaziken, seinem Oberzimmermann, dem Genueser Francisco, den höchsten und größten Fichtenbaum in der Nähe zu fällen und ein Kreuz zu verfertigen.

Es wurde denn auch sogleich ein Baum von so ungeheurer Größe gefällt, daß nicht hundert Mann ihn vom Boden aufzurichten vermochten. Nachdem die Spanier ein vollkommenes Kreuz daraus gebildet hatten, errichteten sie es auf einem, am Ufer des Flusses befindlichen hohen Hügel, der den Indianern als Wachtthurm gedient hatte, da er jede Anhöhe in der Umgegend überragte. In zwei Tagen waren alle Vorbereitungen getroffen und der Gouverneur ertheilte nunmehr die Weisung, daß am folgenden Morgen Alle, mit Ausnahme einer, zur Deckung des Heeres bewaffneten Schaar zu Pferde und zu Fuß, in feierlicher Prozession nach dem Kreuze sich begeben sollten.

Der Kazike ging neben dem Gouverneur einher und viele von den wilden Kriegern mischten sich unter die Spanier. Voran ging ein Chor von Priestern und Mönchen, welche die, von den Soldaten beantwortete Litaney sangen. Die Prozession, der über tausend Personen, Spanier wie

Indianer, sich angeschlossen hatten, bewegte sich langsam und feierlich vorwärts, bis sie vor dem Kreuz anlangten, wo Alle auf die Kniee sanken. Die Menge erhob sich, nachdem zwei bis drei Gebete gesprochen waren, und es naheten sich nunmehr je Zwei und Zwei dem heiligen Symbol, beugten vor ihm ihre Kniee, beteten es an und küßten es.

Auf dem jenseitigen Ufer des Flusses waren funfzehn- bis zwanzigtausend Wilde jedes Geschlechts und jedes Alters versammelt, um die merkwürdige, aber imponirende Feierlichkeit mit anzusehen. Mit ausgestreckten Armen und emporgerichteten Händen beobachteten sie die Bewegungen der Spanier. Dann und wann richteten sie ihren Blick gen Himmel und machten Zeichen mit ihren Gesichtern und Händen, als ob sie Gott anriefen, dem Gebet der Christen Gehör zu geben. Hierauf erhoben sie ein leises Wehklagen, wie Leute, die von übermäßigem Schmerz erfüllt sind, und das klagende Gemurmel der Stimmen ihrer Kinder gab den Widerhall. De Soto und seine Begleiter fühlten sich innig gerührt und ergriffen, indem sie in einem fremden Lande ein wildes Volk mit so tiefer Demuth und Thränen das Symbol unserer Erlösung anbeten sahen. Die Prozession kehrte in der näm-

lichen Ordnung zurück, die Priester stimmten das Te Deum laudamus an und hiermit schlossen die Feierlichkeiten des Tages.

„Gott, der nach seiner Barmherzigkeit," sagt der spanische Chronist, „diesen Heiden zeigen wollte, daß er Denen, die ihn in Wahrheit anrufen, Gehör giebt, sandte in der Mitte der folgenden Nacht, zur großen Freude der Indianer, einen reichlichen Regen auf die Erde herab."

Der Kazike und seine Krieger, erstaunt und hoch entzückt über diesen unerwarteten Regen, stellten eine Prozession nach Art der Christen an und erschienen vor De Soto, um ihre Dankbarkeit für die Güte, welche Gott durch seine Vermittelung ihnen erwiesen, auszudrücken. Der Gouverneur antwortete, sie müßten ihren Dank Gott darbringen, der Himmel und Erde geschaffen habe und der Verleiher dieser und noch weit größerer Gnaden sei.

Es ist ein rührender Gedanke, daß vor fast dreihundert Jahren das Kreuz, das Sinnbild unserer heiligen Religion, an den Ufern des Mississippi aufgepflanzt wurde, dessen schweigende Wälder durch die christlichen Dank- und Lobgesänge geweckt wurden. Die Wirkung war lebhaft, aber vorübergehend. Die „Stimme in der Wüste" drang zu

jedem Herzen und wurde von ihm beantwortet, erstarb aber und wurde vergessen, und ward viele Generationen hindurch in dieser wilden Region nicht wieder vernommen. Es war, als wäre ein Blitzstrahl auf einen Augenblick in eine umnachtete Welt eingedrungen, sie mit plötzlichem Glanz aufschreckend, nur um sie dann in zehnfältiger Finsterniß zu lassen. Das wirkliche Tagen war von dem Mississippi-Thal noch weit entfernt.

Da das Heer in diesem Dorfe bereits neun bis zehn Tage einquartiert gewesen war, so gab De Soto Befehl, die Vorkehrungen zum Aufbruch am folgenden Morgen zu treffen. Der Kazike, der etwa funfzig Jahre alt war, erhielt von dem Gouverneur die Erlaubniß, ihn mit einem Gefolge von Kriegern und Dienern zu begleiten; jene, um seine Truppen zu escortiren, diese, um seine Lebensmittel — da der Marsch durch eine Wildniß führte — zu tragen, außerdem auch den Weg zu bahnen, Holz für das Lager herbeizutragen und die Pferde mit Futter zu versehen. Der eigentliche Zweck des Kaziken war jedoch, die Anwesenheit der Spanier zu benutzen und an einem benachbarten Häuptling, Capaha genannt*), Rache auszuüben. Seit

*) In der portug. Erzählung wird der Name dieses Kaziken Pacaha geschrieben.

mehreren Generationen hatte zwischen ihren respectiven Stämmen ein Krieg bestanden; allein der jetzige Kazike von Capaha hatte das Uebergewicht erlangt und durch die Ueberlegenheit seiner Streitkräfte Casquin in fortwährender Unterwürfigkeit gehalten.

Casquin versammelte am Morgen seine Unterthanen, um dem Gouverneur das Geleit zu geben. Er hatte dreitausend Indianer, die mit Lebensmitteln und dem Gepäck des spanischen Heeres beladen und sämmtlich mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Außerdem führte er fünftausend seiner auserlesensten Krieger, wohl bewaffnet, grotesk bemalt und mit kriegerischen Federbüschen geschmückt, bei sich. Mit diesen gedachte er insgeheim eine glänzende Rache an seinem Feinde Capaha zu nehmen.

Mit Genehmigung des Gouverneurs führte er, unter dem Vorwande, den Weg von jedem lauernden Feinde zu säubern und alle Vorbereitungen zum Aufschlagen des spanischen Lagers zu treffen, den Zug an. Er theilte seine Leute in bestimmte Corps und marschirte in guter, militairischer Ordnung eine Viertelmeile voraus. Nachts stellte er auf die nämliche Weise, wie die Spanier, Schildwachen aus.

Auf diese Weise ging der Zug drei Tage vorwärts, bis man an einen großen, an dem Rande schlammigen, Sumpf gelangte, der in der Mitte einen See hatte, zu tief zum Durchwaten und eine Art Bucht des Mississippi, in den er sich ergoß, bildend. Ueber dieses Gewässer schlugen Casquin's Indianer eine rohe Brücke von Baumstämmen, die auf Pfählen, welche in den Grund des See's eingerammt waren, ruhte und mit einer Art Geländer für die Hinübergehenden versehen war. Die Pferde mußten durchschwimmen und gelangten, wegen des Schlammes, nur mit großer Mühe hinüber. Dieser Sumpf schied die beiden feindlichen Provinzen Casquin und Capaha. Die Spanier gebrauchten fast den ganzen Tag, um hinüber zu gelangen und lagerten sich, etwa eine halbe Meile jenseits, auf anmuthigen Wiesen.

Nach abermaligem zweitägigen Marsch gelangten sie am dritten Tage in der Frühe auf einige Anhöhen, wo sie den Hauptort Capaha, den Grenz- und Vertheidigungsposten der Provinz, erblickten *).

Der Ort enthielt fünfhundert große Häuser,

*) Dies war der nördlichste Punkt, den De Soto am Mississippi erreichte.

lag auf einer, die Umgegend beherrschenden Anhöhe und war fast ganz von einem tiefen, funfzig Schritt breiten Graben umgeben, während er da, wohin der Graben nicht reichte, durch einen starken Wall von Holz und Mörtel, in der bereits beschriebenen Art, geschützt war. Der Graben wurde durch den drei Meilen entfernten Mississippi mittelst eines, aus demselben geleiteten Kanals mit Wasser versehen. Der Kanal war tief und so breit, daß zwei Kähne neben einander ihn befahren konnten, ohne daß die gegenseitigen Ruderriemen sich berührten. Da er von Fischen wimmelte, so versorgte er zugleich das Dorf und das Heer mit allen Bedürfnissen.

Capaha hatte durch seine Kundschafter von den furchtbaren Verbündeten, die seinen alten Gegner begleiteten, Nachricht erhalten. Seine eignen Krieger waren zerstreut und nicht in hinreichender Zahl vorhanden, um einer solchen verstärkten Streitmacht Widerstand leisten zu können. Sobald er also den Feind herannahen sah, sprang er in einen, auf dem Graben liegenden Kahn, fuhr den Kanal entlang nach dem großen Fluß und nahm seine Zuflucht auf einer festen Insel. Diejenigen seiner Leute, welche Kähne hatten, folgten ihm, Andere

entflohen in die benachbarten Wälder, während ein Theil zögernd im Dorfe blieb.

Casquin, der, wie gewöhnlich, vorausmarschirte, traf mit seinen Kriegern einige Zeit vor den Spaniern im Dorfe an. Da er keinen Widerstand vorfand, so rückte er, einen Hinterhalt befürchtend, mit Vorsicht und Behutsamkeit ein, wodurch viele Zauderer Zeit zur Flucht erhielten.

Sobald Casquin die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß das Dorf gänzlich in seiner Gewalt sei, ließ er seiner Rache freien Lauf. Seine Krieger durchstreiften den Ort, tödteten und scalpirten alle Männer, die ihnen aufstießen, hundert und funfzig an der Zahl, plünderten die Häuser und nahmen viele Knaben, Frauen und Kinder gefangen. Unter den Gefangenen befanden sich zwei von den zahlreichen Frauen Capaha's; sie waren jung und hübsch, und, in Folge der durch das Heranrücken des Feindes entstandenen Verwirrung verhindert worden, mit dem Kaziken sich einzuschiffen.

Die Feindseligkeiten Casquin's und seiner Krieger beschränkten sich nicht auf die Lebendigen, sondern erstreckten sich auch auf die Todten. Sie drangen in das, am öffentlichen Platz befindliche, von den Indianern so heilig gehaltene Mausoleum, wo die Gebeine zahlloser Vorfahren, nicht nur des

Kaziken, sondern auch großer Männer seines Stammes ruheten und die, Casquin's Volke in so mancher Schlacht abgenommenen Trophäen aufbewahrt wurden. Die Trophäen wurden von den Wänden gerissen und alle Zierrathen und Schätze der Gruft weggenommen. Hierauf wurden die hölzernen Särge mit den Todtengebeinen umgestürzt, die Leichname mit Füßen getreten, die Gebeine umher gestreut und ihnen aller mögliche Schimpf angethan, aus Rache über die von den Verstorbenen Casquin's Stamm vormals zugefügten Beleidigungen. Am Eingange der Gruft standen, auf Piken aufgespießt, die Köpfe vieler, in vormaligen Schlachten getödteten Krieger des genannten Stammes. Diese wurden mit fortgenommen und durch die Köpfe der so eben erschlagenen Feinde ersetzt. Casquin's Krieger würden ihren Triumph durch Einäschern des Mausoleums nnd des ganzen Dorfes vollständig zu machen gesucht haben, wären sie daran nicht durch die Furcht, den Gouverneur zu beleidigen, verhindert worden. Alle diese Schändlichkeiten wurden vor dem Eintreffen der Spanier verübt.

De Soto war über die von seinen Verbündeten verübten Grausamkeiten und Verwüstungen sehr bekümmert. Er schickte sogleich Gesandte

mit Friedensanträgen an Capaha, nach der Insel, auf der er sich verschanzt hatte. Allein die Anträge wurden mit Entrüstung zurückgewiesen, und der Gouverneur vernahm, daß Capaha, Rache schnaubend, alle seine Krieger aufgeboten hatte.

Da De Soto fand, daß alle Bemühungen, den Häuptling zu versöhnen, fruchtlos waren, so entschloß er sich, ihn in seinem festen Platz anzugreifen. Casquin schaffte zu diesem Zweck siebzig Kähne herbei, und der Angriff auf die Insel wurde mit zweihundert Spaniern und dreitausend Indianern unternommen.

Die Insel war mit einem dichten Wald von Bäumen und niedrigem Strauchwerk bedeckt und der Kazike hatte sich durch Barrikaden stark verschanzt. Die Spanier bewerkstelligten mit großer Mühe eine Landung, eroberten nach hartem Kampf das erste Bollwerk und drangen dann gegen das zweite vor, hinter welchem die Weiber und Kinder ihre Zuflucht genommen hatten. Hier fochten Capaha's Krieger mit verdoppelter Wuth und verbreiteten unter Casquin's Leute solchen Schrecken, daß diese ihre spanischen Bundesgenossen im Stich ließen und nach ihren Kähnen entflohen; ja, sie würden sogar die Kähne der Spanier mitgenom-

men haben, wäre nicht jeder derselben von einigen Soldaten bewacht worden.

Die Spanier, auf diese Weise von ihren feigherzigen Verbündeten verlassen und von der Uebermacht gedrängt, traten in guter Ordnung ihren Rückzug nach den Kähnen an. Sie würden jedoch abgeschnitten worden sein, hätte nicht Capaha die Wuth seiner Krieger gezügelt und den Feind das Ufer erreichen und ungestört sich einschiffen lassen.

Diese unerwartete Schonung von Seiten des wilden Häuptlings überraschte den Adelantado. Am folgenden Tage erschienen vier vornehme Krieger als Abgeordnete des Capaha. Sie traten mit großer Feierlichkeit heran, verbeugten sich gegen die Sonne, gegen den Mond und gegen den Gouverneur, nahmen aber von dem anwesenden Kaziken Casquin keine Notiz, sondern behandelten ihn vielmehr mit der größten Verachtung und Hohn. Im Namen ihres Kaziken baten sie um Vergessenheit des Geschehenen und um Freundschaft für die Zukunft und erklärten, daß ihr Häuptling bereit sei, persönlich zu erscheinen und seine Huldigung darzubringen. Der General empfing sie auf das Leutseligste, sicherte ihnen seine Freundschaft zu und entließ sie, über ihren Empfang ganz erfreut.

Casquin verdroß diese Unterhandlung und er

hätte die Feindseligkeiten zwischen den Spaniern und seinen alten Feinden gern verlängert; allein der Gouverneur war über die Geradheit und Hochherzigkeit des einen Kaziken eben so entzückt, wie ihm die Hinterlist und Grausamkeit des andern mißfallen hatte. Er erließ Befehle, wodurch es Jedem verboten wurde, die Eingebornen der Provinz oder ihre Güter anzutasten.

Casquin machte, um den Gouverneur zu besänftigen, ihm ein Geschenk an Fischen, so wie an Mänteln und verschiedenartigen Fellen, und brachte überdies eine seiner Töchter, um ihm als Magd zu dienen. De Soto war jedoch nicht durchgängig wieder zufrieden zu stellen. Er gestattete zwar dem Kaziken, bei ihm zu bleiben und eine hinreichende Zahl von Untergebenen für seine persönlichen Dienste zu behalten, dagegen zwang er ihn, seine sämmtlichen Krieger nach Haus zu schicken.

Funfzehntes Kapitel.

1541. Am folgenden Morgen kam Capaha mit einem Gefolge von hundert, mit schönen Federbüschen und Pelzmänteln geschmückten Kriegern nach dem Dorfe zu De Soto. Er war etwa 26 Jahre alt, von schöner Gestalt und edlem Anstande. Als er im Dorfe ankam, war sein erster Gang nach dem Grabmal seiner Vorfahern. Die Beschimpfungen, die deren sterblichen Ueberresten zugefügt waren, waren der Art, wie sie einen Indianer am tiefsten verletzen. Der Kazike verbarg jedoch den Schmerz und die Wuth, die seine Brust durchwühlten. Schweigend sammelte er die umhergestreuten Gebeine, küßte sie und legte sie ehrfurchtsvoll wieder in die Särge, und nachdem er in der Gruft Alles wieder geordnet hatte, so weit die Umstände es verstatteten, verfügte er sich nach dem Quartier des Gouverneurs.

De Soto kam, begleitet von Casquin, ihm entgegen, um ihn zu empfangen. Der Kazike brachte dem Gouverneur seine Huldigungen dar

und erklärte sich für dessen Vasallen, bekümmerte sich aber nicht im Geringsten um seinen alten Gegner Casquin. De Soto umarmte Capaha als einen Freund, und alle Offiziere behandelten ihn ehrenvoll. Der Kazike beantwortete unzählige Fragen über seine Staaten mit großer Klarheit und Einsicht. Nachdem der Gouverneur seine Fragen eingestellt hatte und eine Pause entstanden war, konnte Capaha seinen bisher unterdrückten Zorn und Unwillen nicht länger zurückhalten. Sich plötzlich an seinen Nebenbuhler wendend, sagte er zu ihm: „Gewiß, Casquin, frohlockt Ihr, daß Ihr Eure ehemaligen Niederlagen gerächt habt — etwas, das Ihr mit Euren eigenen Streitkräften allein nimmer vermocht hättet. Ihr mögt diesen Fremdlingen dafür danken. Sie werden gehen, aber wir werden in unserm Lande bleiben, wie zuvor. Bete zur Sonne und zum Monde, daß sie uns dann gutes Wetter schicken!"

Der Gouverneur legte sich ins Mittel und suchte eine Aussöhnung zwischen den Häuptlingen zu Stande zu bringen. Aus Rücksicht für ihn, unterdrückte Capaha seinen Grimm und umarmte seinen Gegner; jedoch wurden gelegentlich noch immer Blicke zwischen ihnen gewechselt, die einen künftigen Sturm verkündeten, und der stolze Ca-

paha wachte stets über Alles, was Ceremonie und Vorrang betraf, und zwang Casquin, seinen höheren Ansprüchen nachzustehen.

Der Gouverneur und die beiden nebenbuhlerischen Kaziken speis'ten zusammen, worauf die beiden jungen und schönen Frauen Capaha's, welche gefangen genommen worden waren, herbeigeführt wurden, um ihm zurückgegeben zu werden. Er empfing sie mit vielem Dank für die ihm auf diese Weise bewiesene Großmuth und bot sie sodann dem Gouverneur zum Geschenk an. Da De Soto sich weigerte, sie anzunehmen, so bat Capaha, daß er sie einigen seiner Offiziere oder Soldaten, oder wem er sonst wolle, geben möge, da sie in den Hofstatt ihres Fürsten nicht wieder aufgenommen und ebenso wenig mehr in seinen Staaten bleiben könnten. Der Gouverneur, welcher bemerkte, daß sie als entehrt betrachtet wurden, ließ sich bewegen, sie unter seinen Schutz zu nehmen, da er wußte, daß die Gesetze und Gebräuche dieser Wilden in Fällen, wo die Keuschheit ihrer Frauen in Frage kam, höchst grausam waren *).

*) Der portug. Geschichtschreiber sagt, diese schönen Frauenzimmer seien die Schwestern des Kaziken Capaha gewesen, der den Gouverneur ersucht habe, sie anzunehmen und zu heirathen, als Unterpfänder seiner Zuneigung.

In dem Orte Capaha fanden die Spanier eine große Mannigfaltigkeit an Reh-, Panther-, Bären- und wilden Katzenfellen vor. Diese wurden in Kleidungen umgewandelt, deren sie sehr bedurften, da manche von ihnen fast nackend einhergingen. Aus den Rehfellen verfertigten sie Moccasons und die Bärenfelle gebrauchten sie als Mäntel. Sie fanden auch aus Büffelhäuten verfertigte indianische Schilde, deren sich die Truppen bemächtigten.

Während ihres Aufenthalts im Dorfe wurden sie reichlich mit Fischen versorgt, aus dem angrenzenden Graben genommen, der eine Art Wehr bildete, in welches unglaubliche Massen aus dem Missisippi hereindrangen. Unter diesen Fischen befand sich eine Gattung, welche Bagres genannt wurde, deren Kopf ein Drittheil der ganzen Größe bildete und deren Floßfedern und Seiten mit nadelscharfen Gräten besetzt waren. Einige von den im Missisippi gefangenen wogen zwischen hun-

---

Die eine, setzt er hinzu, wurde Macanoche und die andere Mochifa genannt. Sie waren beide schön und wohlgestaltet, besonders die erstere, deren Züge lieblich, deren Gesicht ausdrucksvoll und deren Miene majestätisch war. Wir sind der Erzählung des Inca, Garcilaso de la Vega, gefolgt.

dert und hundert und funfzig Pfund *). Auch war noch ein anderer Fisch da, von merkwürdiger Gestalt, indem er einen ellenlangen Rüssel hatte und die Oberlippe wie ein Spaten oder eine Schaufel geformt war **). Keine dieser beiden Gattungen hatte Schuppen. Die Indianer brachten gelegentlich einen Fisch, so groß wie ein Schwein, der in jeder Kinnlade mehrere Reihen Zähne hatte.

Der Gouverneur erfuhr, während er sich auf dem Gebiet von Capaha befand, von den Indianern, daß sich etwa vierzig Meilen weiter, zwischen gewissen Bergketten, viel Salz und auch viel gelbliches Metall vorfinde. Da das Heer Mangel an Salz litt und noch immer begierig nach Gold war, so fertigte De Soto zwei zuverlässige und einsichtsvolle Männer mit indianischen Wegweisern nach jener Gegend ab. Nach Verlauf von elf Tagen kehrten sie ganz erschöpft und halb verhungert, da sie nichts als unreife Pflaumen und unreifen Mais, die sie in einigen leer stehen-

*) Es ist die Seekatze oder der Katzenfisch gemeint.

**) Dieser Spaten- oder Gaumenfisch ist gegenwärtig so selten, daß man ihn kaum noch antrifft, jedoch scheint er jener Gegend angehört zu haben. — S. Flint's Geography of the Mississippi, V. I. p. 128 und 129. Nuttal's Arkansas, p. 254.

den Wigwams *) vorgefunden, genossen hatten, zurück; sechs ihrer indianischen Reisegefährten waren mit Steinsalz in natürlichen Krystallen und einer mit Kupfer beladen. Das Land, durch welches sie gekommen waren, war unfruchtbar und spärlich bevölkert, und die Indianer sagten dem Gouverneur, daß noch weiter nordwärts das Land, wegen der außerordentlichen Kälte, fast gänzlich unbewohnt sei. Die Büffel trieben sich dort in solcher Anzahl umher, daß die Einwohner ihre Felder nicht bebauen könnten, weshalb sie von der Jagd lebten und hauptsächlich von dem Fleisch dieser wilden Thiere.

Da De Soto einen so ungünstigen Bericht über das Land und daß in jener Richtung kein Gold zu finden sei, vernahm, kehrte er mit seinem Heere nach dem Dorfe Casquin zurück, in der Absicht, eine westliche Richtung einzuschlagen; denn seit dem Aufbruch von Mauvila hatte er sich stets nordwärts gehalten, um die Seeküste zu vermeiden. Nach fünftägigem Verweilen im Dorfe Casquin zog er längs dem Ufer des Flusses hin, durch ein

*) Hütten nordamerikanischer Wilden, gewöhnlich aus Baumrinde und mit Fellen überspannt.
Anm. d. Ueberf.

fruchtbares und volkreiches Land, bis er in die Provinz Quiguate gelangte, wo er eine gute Aufnahme fand. Flußabwärts sich haltend, erreichte er am 4. August den gleichnamigen Hauptort der Provinz, wo er in dem Hause des Kaziken seine Wohnung nahm und daselbst sechs Tage blieb.

Während das Heer hier rastete, wurde dem Gouverneur eines Morgens angezeigt, daß der Schatzmeister, Juan Gaytan, an dem die Reihe war, um 4 Uhr Morgens zu patrouilliren, sich der Erfüllung seiner Pflicht geweigert habe, unter dem Vorwande der Würde seiner amtlichen Stellung. De Soto entbrannte vor Zorn über ein solches Zeichen von Insubordination, zumal jener Cavalier zu Denen gehörte, welche in Mauvila gemurrt und erklärt hatten, nach Spanien oder Mexico zurückkehren zu wollen, sobald sie zu den Schiffen gelangt sein würden.

Sein Bett verlassend und auf die vor dem Hause des Kaziken befindliche Terrasse gehend, von wo aus man das Dorf übersehen konnte, erhob De Soto seine Stimme, daß es durch den ganzen Ort erscholl. „Was ist das, Ihr Soldaten und Hauptleute!“ rief er aus; „sind die Meuterer noch vorhanden, welche in Mauvila von einer Rückkehr nach Spanien oder Mexico

sprachen? und wollen sie sich jetzt, unter dem Vorwande, Beamte des königlichen Schatzes zu sein, weigern, die auf sie fallenden vier Stunden zu patrouilliren? Weshalb wünscht Ihr nach Spanien zurückzukehren? Habt Ihr irgend Erbgüter zurückgelassen, deren Ihr zu genießen wünscht? Weshalb wünscht Ihr nach Mexico zurückzukehren? — um die Niedrigkeit und Verzagtheit Eurer Gemüther zu zeigen? — daß, nachdem Ihr es in Eurer Gewalt hattet, in einem, von Euch entdeckten großen und herrlichen Lande Häuptlinge zu werden, Ihr es vorgezogen habt, in fremder Leute Häusern abhängig zu leben und Gäste an fremder Leute Tisch zu sein, statt ein eignes Haus und einen eignen Tisch zu haben! Welche Ehre wird dies für Euch sein? Schämt Euch, schämt Euch! erröthet vor Euch selbst, und bedenkt, daß, mögt Ihr nun Beamte des königlichen Schatzes sein, oder nicht, Ihr Alle Eurem Souverän dienen müßt! Maßt Euch auf irgend einen Rang, den ihr besitzt, nichts an; denn sei er auch, welcher er wolle, ich werde Jedem, der seiner Pflicht Genüge zu leisten sich weigert, den Kopf abschlagen. Und, um Euch ein= für allemal aus dem Irrthum zu reißen, so wisset, daß, so lange ich lebe, nicht ein Einziger

dieses Land verlassen soll, bis wir es erobert und colonisirt haben werden."

Diese mit großer Heftigkeit ausgesprochenen Worte zeigten die Ursache jener düstern Schwermuth, die der Gouverneur seit dem Abzug aus Mauvila an den Tag gelegt hatte. Dieser Ausbruch hatte eine sichtbare Wirkung auf die Truppen. Sie sahen, daß mit ihrem General nicht zu scherzen war und gehorchten von jetzt an ohne Murren seinen Befehlen.

Sechszehntes Kapitel.

1541. Von Quiguate aus nahm De Soto eine nordwestliche Richtung, um eine, am Fuße von Gebirgen liegende und Coligoa genannte Provinz aufzusuchen. Es hatte einen einzigen Indianer zum Wegweiser, der das Heer mehrere Tage durch öde Wälder und unzählige Moräste führte, bis das Dorf Coligoa, am Rande eines kleinen Flusses, erreicht wurde. Die Eingebornen, die von

der bevorstehenden Ankunft der Spanier nichts vernommen hatten, stürzten sich bei deren Annäherung in den Fluß und entflohen. Die Reiter verfolgten sie und machten unzählige zu Gefangenen. Nach wenigen Tagen erschien der Kazike vor De Soto mit einem Geschenk an Mänteln, Rehfellen und Häuten des Auerochsen und Büffels, und benachrichtigte ihn, daß etwa sechs Meilen nordwärts ein spärlich bevölkertes Land sei, wo unermeßliche Heerden dieser wilden Büffel herumschwärmten*); daß dagegen nach Süden hin eine volkreiche und fruchtbare Provinz, Cayas genannt, sich befinde.

Nachdem der Kazike von Coligoa die Spanier mit einem Wegweiser versehen hatte, traten diese ihren Marsch, südwärts sich wendend, an und gelangten nach fünf Tagereisen in die Provinz Palisema, deren Kazike entfloh, nachdem er jedoch zuvor seine Wohnung mit allem Nöthigen versehen und für De Soto in Bereitschaft gesetzt hatte. Die Wände waren mit Rehfellen behangen, die so bewunderungswürdig gefärbt und zubereitet wa-

*) Man vermuthet, daß diese Provinz nach den Quellen des St. Francis-Flusses oder den Bergen des weißen Flusses hin gelegen habe. — S. Nuttal's Arkansas, p. 256.

ren, daß sie dem Auge das Ansehen von schönen Teppichen darboten. Der Fußboden war mit, auf ähnliche Weise bereiteten Häuten ebenfalls bedeckt.

Die Spanier rasteten nur eine kurze Zeit in dieser Provinz, da der Maisvorrath gering war, überschritten, rasch vordringend, in vier Tagen die Grenzen der Provinz Cayas und lagerten sich am Ufer eines Flusses, in der Nähe eines, Tanico genannten Dorfes *).

Die Gewässer dieses Flusses und eines angrenzenden See's waren mit Salz geschwängert und zwar in dem Grade, daß es sich an den blauen Sand ihrer Ufer ansetzte. Die Indianer pflegten diesen Sand in oben weite und unten enge Körbe zu sammeln und, nachdem sie dieselben an einen Pfahl aufgehängt, Wasser darauf zu gießen, welches durchsickernd in ein unten aufgestelltes Gefäß floß und die Salztheilchen mit sich nahm. Nachdem hierauf das Wasser durch Kochen verdampft war, blieb das krystallisirte Salz auf dem Boden des Gefäßes zurück. Die Indianer benutzten es als einen Handelsartikel und tauschten von ihren Nachbaren Felle und Mäntel dafür ein.

*) Man glaubt, es habe dem Stamme der Tunicas angehört. — S. Nuttal's Arkansas, p. 257.

Die Spanier, hoch erfreut, einen Artikel gefunden zu haben, dessen sie so sehr bedürftig waren, blieben hier acht Tage, um Salz zu bereiten, und mehrere unter ihnen, welche durch das Entbehren desselben außerordentlich gelitten hatten, genossen dasselbe in solchem Uebermaaß, daß dadurch Krankheiten und in einigen Fällen sogar der Tod herbeigeführt wurde.

Nachdem das Heer sich mit einem großen Salzvorrath versehen hatte, setzte es sich wieder in Bewegung und marschirte, die Provinz Tula erreichend, vier Tage durch eine Wildniß, worauf es in einer lieblichen Ebene, eine halbe Meile von dem Hauptort, zur Mittagszeit Halt machte. Nachmittags machte sich der Gouverneur mit einer starken Abtheilung Reiterei und Fußvolk auf, um das Dorf zu recognosciren. Dieses lag in einer Ebene, zwischen zwei Flüssen. Beim Herannahen der Spanier griffen die Einwohner zu ihren Waffen und brachen muthig hervor, wobei die Weiber ebenso ungestüm, wie die Männer, zum Kampfe eilten.

Die Spanier trieben sie bald zurück und drangen fechtend in das Dorf ein. Die Wilden kämpften von einem Hause zum andern, verschmähten es, um ihr Leben zu bitten und nährten den Kampf

mit furchtloser Verzweiflung. Während des Gefechts drang ein Soldat in eines der Häuser und sprang in ein Obergemach, welches als Kornboden benutzt wurde und wo er fünf Weiber versteckt fand. Er gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, sie möchten unbesorgt sein, da er ihnen keinen Schaden zuzufügen wünschte; allein seine Vorsicht war unnöthig, da sie, wie Bullenbeißer auf einen Ochsen, auf ihn losstürzten. Indem er sich mit ihnen herumbalgte, um sie loszuwerden, brach er mit einem Bein durch die schwache Rohrdecke durch und blieb, auf dem Boden sitzend, der ganzen Wuth dieser Furien preisgegeben, welche mit Beißen und Stößen auf dem besten Wege waren, ihn zu tödten. Trotz der Klemme, worin er sich befand, schämte sich der muthige Soldat, um Hülfe zu rufen, weil er es mit Weibern zu thun hatte.

In diesem Augenblick trat unten zufällig ein anderer Soldat herein und da er ein nacktes Bein aus der Decke hervorragen sah, hielt er es Anfangs für das eines Indianers, schwang sein Schwert und war im Begriff zuzuhauen, ahnete aber, bei näherer Untersuchung und den Lärm über sich vernehmend, den wahren Zusammenhang der Sache, rief zwei seiner Gefährten herbei und eilte mit ihnen dem Kameraden zu Hülfe. Die Wuth der Weiber war jedoch so

grimmig, daß nicht eins derselben den Soldaten fahren lassen wollte, bis alle erschlagen waren.

Der Gouverneur zog zu einer späten Stunde seine Leute aus dem Dorfe und kehrte ins Lager zurück, verdrießlich, in einen so unnützen Kampf, in welchem viele seiner Krieger schwere Wunden erhalten hatten, verwickelt worden zu sein.

Am folgenden Morgen rückte das Heer in das Dorf und fand es leer. Nachmittags durchstreiften Reiterschaaren die Umgegend in allen Richtungen. Sie stießen auf mehrere Eingeborne; es war ihnen jedoch unmöglich, sie lebendig einzubringen oder irgend Nachrichten von ihnen zu erlangen. Sie warfen sich auf den Boden und riefen: „Tödtet mich, oder verlaßt mich!" Auch vermochte der Tod einiger unter ihnen die Halsstarrigkeit der übrigen nicht zu besiegen.

In diesem Dorfe fanden die Spanier das Fleisch von Büffeln und unzählige Häute des nämlichen Thieres vor, einige in rohem Zustande, andere zu Kleidern und Bettdecken verarbeitet. Sie bemüheten sich jedoch vergebens, jene Thiere irgendwo lebendig anzutreffen, erfuhren aber, daß dieselben nordwärts in großen Heerden vorhanden seien. Die Einwohner der Provinz Tula unterschieden sich von allen Indianern, die sie bisher gesehen

hatten. Sie hatten die Eingebornen im Allgemeinen schön und wohlgestaltet gefunden; diese aber, sowohl Männer wie Frauen, waren ausnehmend häßlich. Ihre Köpfe waren sehr groß und nach oben zu spitz — eine Form, die dadurch entstand, daß die Köpfe von der Geburt an bis zum neunten oder zehnten Jahre durch Binden zusammengepreßt wurden. Ihre Gesichter, besonders ihre Lippen, inwendig und auswendig, waren entsetzlich tätowirt, und ihre Gesinnungen entsprachen ihrem scheußlichen Aeußern.

In der vierten Nacht nach der Besitznahme des Dorfes durch die Spanier kamen die Wilden in großen Schaaren herbei, und zwar in solcher Stille, daß ehe die Schildwachen sie gewahrten, das Lager auf drei verschiedenen Punkten von ihnen überfallen wurde. Laut ertönte das Kriegsgeschrei und groß war die Verwirrung; denn in der Dunkelheit war es unmöglich, Freunde von Feinden zu unterscheiden. Die Spanier nahmen die Namen der Jungfrau und St. Jacob's zur Losung, um gegenseitiges Verwunden zu verhindern. Die Losung der Wilden war der Name Tula. Viele unter ihnen hatten, statt Bogen und Pfeile, pikenähnliche und sechs bis neun Fuß lange Stäbe, die

den Soldaten neu waren und mit denen die Indianer ihnen sehr schwere Wunden beibrachten.

Die Wilden kämpften über eine Stunde mit Hartnäckigkeit und zogen sich erst, als es zu tagen begann, in die Wälder zurück. Die Spanier verfolgten sie nicht, sondern begaben sich wieder in das Dorf, um für die Verwundeten Sorge zu tragen, deren es viele gab, obwohl nur vier getödtet waren.

Nach dem Gefecht streiften, wie gewöhnlich, mehrere Spanier auf dem Schlachtfelde umher und untersuchten die Todten. Drei Fußknechte und zwei Reiter waren hiermit beschäftigt, als einer der Ersteren einen Indianer zwischen dem Gebüsch sein Haupt emporrichten und es sogleich wieder verbergen sah. Er machte sofort Lärm mit dem Ruf: „Indianer! Indianer!" Die beiden Reiter, welche glaubten, daß der Feind in großer Zahl heranrücke, sprengten in verschiedenen Richtungen davon, um ihm entgegen zu ziehen.

Der Wilde, der keine Möglichkeit zum Entkommen sah, schritt kühn dem Kampfe entgegen, mit einer spanischen Streitaxt bewaffnet, der er am Morgen im Dorfe sich bemächtigt hatte. Sie mit beiden Händen erfassend, hieb er den Schild des Soldaten in zwei Stücke und verwundete

diesen selbst gefährlich am Arm. Der Schmerz der Wunde war so groß und der Hieb so gewaltig, daß der Spanier nicht die Kraft hatte, seinen Feind anzugreifen. Der Indianer stürzte sich nunmehr auf den zweiten Soldaten, der herbeigekommen war, zertrümmerte auf die nämliche Weise seinen Schild, verwundete ihn ebenfalls am Arm und machte ihn kampfunfähig. Einer der Reiter, welcher sah, daß seinen Kameraden so arg mitgespielt wurde, sprengte auf den Wilden ein, der unter einer Eiche Schutz suchte. Der Spanier, außer Stande, unter den Baum zu reiten, kam so nahe wie möglich heran und that mehrere Lanzenstöße nach dem Feinde, ohne ihn jedoch erreichen zu können. Der Indianer sprang hervor, schwang die Streitart, wie zuvor, versetzte dem Pferde einen Hieb über die Schulter, daß die Wunde vom Widerrist bis zu den Knieen aufklaffte und das Thier dadurch außer Stande gesetzt wurde, sich zu bewegen.

In diesem Augenblick kam Gonzalo Silvestre, der zu Fuß war, herbei. Er hatte sich nicht beeilt, da er geglaubt hatte, daß zwei Fußknechte und drei Reiter hinreichend wären, um es mit einem Indianer aufzunehmen. Der Letztere, durch die errungenen Erfolge verwegen gemacht, ging dem

Spanier mit großer Unerschrockenheit entgegen. Die Streitaxt schwingend, ertheilte er einen Hieb, ähnlich denen, die die beiden ersten Soldaten erhalten hatten; allein Silvestre war besser geschützt, als seine Gefährten. Die Waffe glitt von seinem Schilde ab und drang in den Boden ein. Silvestre, einen Vortheil über seinen Feind gewinnend, versetzte ihm mit seinem Schwerte einen Querhieb, der sein Gesicht und seine Brust bloß legte und, in den Arm dringend, fast die Handwurzel abtrennte. Der Ungläubige machte, die Axt zwischen den Stummel und seine andere Hand nehmend, mit einem verzweifelten Anlauf den Versuch, Silvestre im Gesicht zu verwunden; allein dieser lenkte mit seinem Schilde den Streich abermals ab und gab dem Wilden durch den Unterleib einen so fürchterlichen Hieb, daß er durch seinen nackten Körper drang und er, völlig durchgeschnitten, zu Boden fiel *).

*) Der Inca erzählt, der Hieb sei so gewaltig und das Schwert so scharf gewesen, daß der Indianer einige Secunden aufrecht stehen geblieben und mit den an den Spanier gerichteten Worten: „Friede sei mit Euch!" (quedate en pas) in zwei Hälften todt niedergefallen sei. Die That, wie sie im Text geschildert worden, ist hinreichend stark, um sie zu glauben.

Siebzehntes Kapitel.

1541. Die Spanier verweilten im Dorfe Tula zwanzig Tage, der Verwundeten pflegend. Während dieser Zeit machten sie häufige Streifzüge nach verschiedenen Theilen der sehr volkreichen Provinz; allein, obgleich sie viele Einwohner gefangen nahmen, so war es doch weder durch Geschenke, noch durch Drohungen möglich, ihre Freundschaft zu gewinnen, oder sie zum Gehorsam zu bringen. Die Wildheit und Grimmigkeit dieses Stammes war so außerordentlich, daß sie der Schrecken aller benachbarten Völker waren, welche den Namen Tula gebrauchten, unartige Kinder damit einzuschüchtern.

Das Heer verfolgte seinen Marsch nach der in Frage stehenden Provinz Utiangue oder Autiamque, etwa zehn Tagereisen oder achtzig spanische Meilen von Tula entfernt. In jener Gegend befand sich, nach Aussage der Indianer, ein großer See, in welchem die Spanier einen Meeresarm zu finden hofften. Fünf Tage hindurch führte sie

ihr Weg durch ein rauhes, gebirgiges, dicht mit Wald bewachsenes Land, wo sie ein Dorf, Quipana genannt*), antrafen, während sie jedoch von den Einwohnern nicht eines einzigen habhaft werden konnten, da die Wälder der Schnelligkeit ihrer Pferde hinderlich waren.

Nach einem weiteren Marsch von einigen Tagen gelangten sie in die Provinz Utiangue, die sehr fruchtbar war und umherzerstreute, aber kriegerische Bewohner enthielt. Obgleich unaufhörlich geneckt und beunruhigt durch Hinterhalte und Scharmützel, drangen die Spanier bis zum Dorfe Utiangue, nach welchem die Provinz ihren Namen führte, vor. Dieses Dorf enthielt viele gut gebaute Häuser und lag in einer schönen Ebene, von dem nämlichen Flusse bespült, der die Provinz Cayas durchströmte**), uud von Wiesen umgeben, welche treffliche Weide für Pferde darboten. Der Ort war von seinen Einwohnern verlassen worden, mit Ausnahme einiger Nachzügler, welche von den Spaniern gefangen genommen wurden. Die Häu-

*) In dem Lande der Kappaws oder Quapaws, wie man vermuthet.

**) Wird für den Arkansas gehalten.

ser waren mit Mais, kleinen Bohnen, Nüssen und Pflaumen wohl versehen.

Da die Jahreszeit weit vorgerückt war, so beschloß De Soto, hier zu überwintern. Nachdem er im Mittelpunkt des Dorfes, abgesondert von den Häusern — sofern etwa die Indianer dieselben bei Nachtzeit in Brand stecken sollten — ein Lager hatte aufschlagen lassen, fing er an, den Platz zu befestigen. Der einzuschließende Boden wurde ausgemessen und jedem Soldaten, nach Verhältniß der Sclaven, die er besaß, ein Antheil angewiesen. Auf diese Weise war Jedem seine Aufgabe gestellt und Alle arbeiteten mit Wetteifer, während die Indianer das Holz herbeitrugen. In drei Tagen war das Dorf von starken Palliſaden umgeben, die tief in die Erde eingerammt und durch Querhölzer befestigt waren.

Abgesehen von dem in diesem Dorfe gefundenen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln, fouragirten die Spanier auch noch in der Umgegend und brachten eine Menge Mais, getrockneter Früchte und verschiedene Getreidearten zusammen. Auch waren sie ausnehmend glücklich auf der Jagd und erlegten unzähliges Rothwild. Ueberdies hatte die Provinz einen ungewöhnlichen Reichthum an Kaninchen, von denen es zwei Arten gab: eine

von gewöhnlicher Größe, und die andere so groß und stark wie ein Hase und weit fetter. Diese pflegten die Indianer mit Schlingen im Lauf zu fangen.

Der Kazike der Provinz sandte von Zeit zu Zeit Abgeordnete mit Geschenken und Verheißungen freundschaftlicher Dienste, fand sich jedoch nie persönlich ein. Auch rüsteten sich diese Gesandten stets bei Nacht und umschlichen, nachdem sie ihre Botschaft ausgerichtet, das Lager und nahmen die Leute, Pferde und Waffen genau in Augenschein, wodurch sie offenbar zeigten, daß sie nur als Spione kamen. Der Gouverneur gab daher Befehl, keinem Indianer nach Sonnenuntergang den Zutritt zu verstatten, und einer, der dennoch eindringen wollte, wurde von der Schildwache getödtet, wodurch dergleichen Gesandschaften ein- für allemal ein Ende gemacht wurde.

Die Spanier wurden beim Fouragiren und Jagen oft von einem Hinterhalt aus überfallen und überhaupt häufig angegriffen; es gelang ihnen jedoch in der Regel, ihre Feinde in die Flucht zu schlagen.

Während des Winters fiel fast einen Monat hindurch ein starker Schnee, und es begann endlich an Brennholz zu mangeln. De Soto brach

hierauf mit sämmtlichen Pferden auf und machte, hin und her reitend, einen gebahnten Weg von dem Lager nach einem, etwa zwei Bogenschüsse entfernten Walde, wodurch seine Leute in den Stand gesetzt wurden, sich dahin zu begeben und Holz zu schlagen.

Im Ganzen brachten die Spanier, obgleich die Jahreszeit streng war, aber da sie gute Quartiere und Brennholz und Lebensmittel in Fülle hatten, den angenehmsten Winter hin, den sie auf ihrem beschwerlichen Zuge erlebt hatten, und sie genossen ihrer gegenwärtigen Bequemlichkeit und ihres Ueberflusses mit der größten Behaglichkeit, die durch den Gedanken an die überstandenen Mühseligkeiten und Drangsale noch erhöht wurde.

Während ihres Aufenthalts in diesem Dorfe starb Juan Ortiz, der Dolmetscher. Sein Tod war ein harter Verlust für die Unternehmung, da er das Hauptorgan der Mittheilungen zwischen den Spaniern und den Eingebornen gewesen war. Freilich waren auch mit seiner Hülfe diese Mittheilungen außerordentlich unvollkommen gewesen und hatten zu vielen Mißverständnissen Anlaß gegeben, da er nur mit der Sprache der Indianer in der Umgegend von Espiritu Santo bekannt gewesen war, wogegen das Heer auf seinem Marsche

fortwährend durch neue Provinzen kam, von denen jede ihre besondere Mundart hatte. Man mußte daher fast von jedem Stamm einen indianischen Dolmetscher haben, was die Art der Mittheilung oft im höchsten Grade schwierig machte.

Wenn also eine Unterredung mit einem Kaziken gepflogen werden sollte, sprach zunächst der Gouverneur zu Juan Ortiz und nun gingen die Worte von Munde zu Munde bei vielleicht acht oder zehn Indianern verschiedener Stämme, ehe sie zu Dem gelangen konnten, an den sie gerichtet waren, und die Antwort wurde durch dasselbe langwierige Verfahren dem Gouverneur zugetragen. Erkundigungen über irgend eine neue Gegend wurden auf die nämliche Weise eingezogen und sie waren im Laufe ihrer Uebertragung offenbar Verdrehungen und Mißverständnissen ausgesetzt.

Daher entstanden denn fortwährende Irrthümer unter den Spaniern hinsichtlich des Landes und dessen Bewohner, wodurch sie auf ihren Zügen oft irre geleitet und ohne Zweifel auch viele blutige Kämpfe mit den Eingebornen herbeigeführt wurden, denen bei gehörigem Verständniß vorgebeugt worden sein möchte.

Daß aber Juan Ortiz starb, vermehrte diese Unannehmlichkeiten um's Zehnfältige. Jetzt hatten die

Spanier keinen andern Dolmetscher mehr, als den von Cofachiqui mitgebrachten jungen Indianer. Dieser hatte indeß eine nur unvollkommene Kenntniß der spanischen Sprache erlangt und es fehlte ihm an dem Scharfsinn, den allgemeinen Kenntnissen und den mannigfaltigen Erfahrungen, wodurch Juan Ortiz sich ausgezeichnet hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Gefühle und Plane Hernando De Soto's hatten unlängst eine Veränderung erlitten. Der Unmuth, der ihn in Mauvila so plötzlich bewogen hatte, seine Entwürfe abzuändern und der Seeküste dem Rücken zuzukehren, hatte allmählig nachgelassen. Seine Hoffnungen, eine goldene Region zu finden, schwanden schnell dahin. Er hatte fast die Hälfte seiner Truppen durch Gefechte, Krankheiten, Mühseligkeiten und Drangsale verschiedener Art eingebüßt. Auch war der größere Theil seiner Pferde entweder getödtet worden oder sonst um-

gekommen. Von den übrigen waren viele lahm und seit länger als einem Jahre war keins derselben mit Hufeisen versehen gewesen. Auch der Verlust, den er durch den Tod des Dolmetschers Juan Ortiz erlitten hatte, wurde ihm täglich fühlbarer. Der junge Indianer von Cofachiqui, der jetzige Dolmetscher, machte unaufhörlich Schnitzer hinsichtlich der Beschaffenheit des Landes, der Flüsse, der Wege und Entfernungen, und so gerieth durch seine falschen Angaben das Heer in Gefahr, in Schwierigkeiten verwickelt zu werden und in der von ihm zu passirenden unermeßlichen und pfadlosen Wildniß sich zu verirren oder gar völlig zu Grunde zu gehen.

De Soto bereute es bitter, seinen ursprünglichen Plan, sich zu seinen Schiffen zu begeben und an der Küste von Achusi eine Colonie zu gründen, aufgegeben zu haben. Da er jetzt zu weit vom Meere entfernt war, um den Versuch machen zu können, auf gradem Wege dahin zu gelangen, so entschloß er sich, sein Umherziehen im Innern aufzugeben, den ersten besten Weg nach dem Mississippi einzuschlagen und an dessen Ufern irgend ein passendes Dorf zu einem festen Posten auszuwählen, um sich daselbst mit Sicherheit festzusetzen. Außerdem war seine Absicht, zwei Brigantinen er-

bauen zu lassen, auf denen einige seiner vertrautesten Kriegsgefährten den Fluß hinabfahren, seiner Gattin und seinen Freunden in Cuba Nachricht von seinem Leben bringen und Verstärkungen an Leuten und Pferden, nebst einer Zufuhr von Schafen, Hornvieh, Saatkorn, und andere, zur Colonisirung und Sicherung des von ihm überwältigten großen und fruchtbaren Landes erforderliche Dinge zu erlangen suchen sollten.

Sobald also der Frühling genugsam vorgerückt war, brach De Soto sein Winterquartier in Utiangue ab und nahm die Richtung nach dem Rio Grande oder Mississippi. Er hatte Kunde von einem Dorfe erhalten, Anilco genannt und am Ufer eines, in den Mississippi sich ergießenden großen Flusses liegend, und nach diesem Dorfe lenkte er seine Schritte.

Nach dem Abmarsch von Utiangue weilte er zehn Tage in einem Dorfe in der Nähe des nämlichen Flusses, welcher Cayas und Utiangue passirte*), in der Provinz Ayas. Während seines dortigen Aufenthalts wurde ein Boot erbaut, in welchem das Heer über den Fluß setzte, an dessen Ufern es jedoch durch Schnee und schlechtes Wet-

*) Wird für den Arkansas gehalten.

ter zurückgehalten wurde. Hierauf kamen die Spanier durch eine von Gewässern durchschnittene Niederung, wo der Weg an vielen Stellen durch Sümpfe und Moore versperrt war. Das Fußvolk hatte hier einen beschwerlichen Marsch. Die Reiter waren stets bis an die Steigbügel, bisweilen auch bis an die Kniee im Wasser und zu Zeiten genöthigt, ihre Pferde schwimmen zu lassen.

Bei einem Ort, Tultelpina genannt, wurden sie auf ihrem Marsch durch einen See aufgehalten, der sich in einen Fluß ergoß. Die Fluthen waren hoch und ungestüm. De Soto befahl einem Hauptmann, sich mit fünf Mann in einem Kahn einzuschiffen und über den See zu fahren. Die reißende Strömung stürzte das schwache Boot um; Einige von der Mannschaft klammerten sich daran fest, während Andere die im Wasser stehenden Bäume erfaßten; Einer aber, Francisco Bastian, ein Spanier von Rang, ertrank leider. De Soto suchte nunmehr einen Weg längs dem Ufer eines See's aufzufinden, aber vergebens. Endlich ließ er, auf Anrathen von zwei Indianern aus Tultelpina, leichte Flöße aus Rohr und Holzwerk von Häusern bauen und führte auf diese Weise sein Heer hinüber.

Die Spanier gelangten, ihren Marsch verfolgend, nach der Provinz Anilco und drangen in

derselben, mehrere Dörfer passirend, etwa dreißig Meilen vor, bis sie den Hauptort, nach welchem der Bezirk seinen Namen führte, erreichten. Er lag in einer offenen Gegend, an den Ufern eines wasserreichen Stroms, und enthielt ungefähr vierhundert geräumige Häuser, die um einen großen Platz erbaut waren. Der Wohnsitz des Kaziken war, wie gewöhnlich, auf einem hohen künstlichen Wall errichtet. Das Land war so stark bevölkert, daß man von diesem Orte aus noch mehrere andere Dörfer sehen konnte, und an Mais-, Baum- und Hülsenfrüchten verschiedener Arten war eine solche Fülle vorhanden, daß die Spanier es für das fruchtbarste und bevölkertste Land erklärtn, welches sie gesehen hatten, Coza und Avalachee ausgenommen.

Bei der Annäherung der Fremdlinge nahmen die Einwohner den Anschein von Widerstand an und begannen leichte Scharmützel; allein dies geschah nur um den Rückzug ihrer Weiber und Kinder, der auf Flößen und Kähnen über den Fluß bewerkstelligt wurde, zu decken. Einige wurden gefangen genommen, ehe sie sich einschiffen konnten. Viele andere, die nicht im Stande gewesen waren, zu flüchten, wurden im Dorfe vorgefunden.

Bald nachdem der Gouverneur sein Quartier in dem Hauptort aufgeschlagen hatte, kam ein Indianer von Ansehen, in Begleitung eines Gefolges, im Namen des Kaziken mit Geschenken, aus einem Mantel von Marderfellen und einer Schnur großer Perlen bestehend, zu ihm. De Soto beschenkte das Haupt der Gesandtschaft mit einem Halsband von Perlmutter und anderem Tand, womit der Empfänger, anscheinend sehr zufrieden, wieder fortging. Die sonach unter günstigen Anzeichen eröffnete Unterhandlung führte indeß zu keinem Ergebniß. Es zeigte sich, daß die Gesandten nichts anderes, als Spione gewesen, die die Streitmacht der Fremdlinge auszumitteln beauftragt worden waren. Der Kazike ließ sich nicht bewegen, einen freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen, behandelte alle an ihn gesandte Abgeordnete mit großem Stolz und legte Zeichen entschiedener Feindseligkeiten an den Tag.

Der an dem Dorfe Anilco vorbeiströmende Fluß war derselbe, welcher Cayas und Utiangue passirte, und De Soto erfuhr, daß er in nicht großer Entfernung in den Mississippi sich ergieße *).

*) Der Fluß wird, wie bereits bemerkt, für den Arkansas gehalten.

Auch wurde ihm gesagt, daß in der Nähe des Zusammenflusses der beiden Ströme, an den Ufern des Missisippi, ein großes Dorf, Guachoya genannt, liege, der Hauptort einer volkreichen und fruchtbaren gleichnamigen Provinz, deren Kazike mit dem Häuptling von Anilco beständig im Kriege lag.

De Soto beschloß, nach dieser Provinz sich aufzumachen, in der Erwartung, daß das Meer nicht weit davon entfernt sein werde. Jedenfalls mußte Guachoya eine vortheilhafte Lage darbieten, um die Brigantinen zu erbauen und die Truppen zu lagern. Sobald daher die Kähne herbeigeschafft und die Flöße gebaut waren, um über den Fluß zu setzen, trat das Heer seinen Marsch wieder an und gelangte durch ein hügeliges, unbewohntes Land in vier Tagen nach Guachoya. Dieser Ort zählte dreihundert Häuser und lag etwa auf Bogenschußweite von dem Missisippi entfernt, auf zwei, einander berührenden Hügeln, zwischen denen sich eine kleine Ebene befand, die als öffentlicher Platz diente. Das Ganze war durch Palliſaden befestigt. Die Einwohner hatten sich in ihren Kähnen über den Missisippi geflüchtet und ihre meisten Habseligkeiten mitgenommen; jedoch fouragirte Juan de Añasco in der Umgegend und brachte einen

großen Vorrath an Mais, Bohnen, getrockneten Früchten und Brodkuchen, aus gepreßten Pflaumen oder Persimmons (Hiobsthränen) bereitet, zusammen.

Neunzehntes Kapitel.

1542. De Soto nahm seinen Wohnsitz in dem großen und bequemen Hause des Kaziken. Vier Tage verstrichen mit Unterhandlungen zwischen ihm und dem Kaziken, der gegen die Spanier außerordentlich mißtrauisch war. Endlich wurden die Besorgnisse des Häuptlings beseitigt und am fünften Tage besuchte er das Heer. Er kam mit einem Gefolge von etwa hundert Kriegern in wildem Putz und überbrachte Geschenke an Mänteln, Rehfellen, Fischen und Hunden.

Der Gouverneur empfing Guachoya sehr höflich an der Thür seiner Wohnung und führte ihn in den großen Saal oder das Prunkgemach des Hauses. Die Begleiter des Kaziken stellten sich im Zimmer umher zwischen die Spanier, wäh-

rend ihr Häuptling und der Gouverneur eine lange Unterredung über die Staaten des Ersteren, mit Hülfe von Dollmetschern hielten.

Mitten in der Unterhaltung geschah es, daß der Kazike nies'te. Sogleich neigten alle seine Begleiter ihre Häupter, öffneten und schlossen ihre Arme, machten noch andere Zeichen der Verehrung und begrüßten ihren Fürsten mit verschiedenen Phrasen im nämlichen Sinne, als: „Möge die Sonne Euch behüten!" — „Die Sonne sei mit Euch!" — „Möge die Sonne Euch bescheinen!" — „Euch beschützen!" — „Euch Gedeihen geben!" u. dergl. m. Jeder äußerte die Phrase, die ihm einfiel, und eine Weile war ein allgemeines Murmeln von diesen Complimenten.

Guachoya speis'te an des Gouverneurs Tafel. Sein Gefolge blieb stehen und wollte, obgleich wiederholt eingeladen, nicht eher sein eignes Mahl halten, als bis der Häuptling den Beschluß gemacht hatte, worauf Alle in den Quartieren der Soldaten, wo ein allgemeines Mahl angerichtet war, zu Mittag speis'ten. Der Kazike logirte in einer Abtheilung seiner eigenen Wohnung mit einigen Dienern, die um seine Person waren; dagegen begaben sich seine Krieger mit Sonnenuntergang wieder nach dem jenseitigen Ufer des Flusses

und kehrten am folgenden Morgen zurück. Dies setzten sie fort, so lange die Spanier im Dorfe blieben.

Eine der ersten Fragen De Soto's an den Kaziken war, ob er irgend etwas über das Meer wisse. Guachoya gab jedoch seine gänzliche Unkunde hinsichtlich einer so ungeheuren Wassermasse zu erkennen, und seine Kenntniß des Landes stromabwärts erstreckte sich nicht über eine große Provinz hinaus, welche Quigualtanqui genannt wurde und deren Kazike, nach seiner Aussage, der mächtigste Häuptling in allen diesen Gegenden war.

Der Gouverneur, der seine Unkunde für eine verstellte hielt, sandte Juan de Añasco mit acht Reitern aus, um den Lauf des Flusses zu erforschen und zu ermitteln, ob das Meer in der Nähe sei. De Añasco kehrte nach achttägiger Abwesenheit zurück und in dieser Zeit hatte er nicht über funfzehn Meilen weit vordringen können, wegen der großen Windungen des Flusses und der an seinen Ufern befindlichen Moräste.

Diese Nachricht bestimmte De Soto, in Guachoya zwei Brigantinen erbauen zu lassen und seine beabsichtigte Colonie zwischen diesem Ort und Anilco in einer fruchtbaren Gegend, wo Lebensbedürfnisse leicht zu bekommen waren, anzulegen.

In dieser Niederlassung gedachte er bis zur Rückkehr der Brigantinen mit Verstärkungen und Vorräthen zu bleiben. Um in den Stand gesetzt zu werden, diese Pläne ohne Belästigung und Beunruhigung zu verfolgen, war es für ihn von Wichtigkeit, die Freundschaft des Kaziken Anilco zu gewinnen, dessen Gebiet angrenzte und der ihm als Verbündeter wichtigen Beistand leisten, dagegen als Feind großen Schaden zufügen konnte.

Guachoya, der die Absichten des Gouverneurs fürchtete, rieth ihm, nach der Provinz Anilco zurückzukehren, mit dem Anerbieten, ihn zu begleiten und mit seinem Volke zu unterstützen. Da hierzu eine neue Ueberfahrt über den, an dem Dorfe Anilco vorbeifließenden und mit dem Mississippi sich vereinigenden Fluß erforderlich war, so verpflichtete sich der Kazike zur Herbeischaffung von achtzig großen und unzähligen kleinen Kähnen. Mit diesen sollte die Fahrt auf dem Mississippi sieben Meilen weit bis zur Mündung des Flusses, auf dem man sodann nach dem Dorfe hinauffahren wollte, gemacht werden, so daß die Schiffahrt sich im Ganzen auf die Entfernung von zwanzig Meilen erstreckte. Mittlerweile sollten der Gouverneur und der Kazike mit ihren Streitkräften zu Lande

sich in Bewegung setzen, um zugleich mit den Kähnen vor dem Dorfe einzutreffen.

Die Vorkehrungen wurden demgemäß getroffen. Sobald die Kähne in Bereitschaft gesetzt waren, schifften sich viertausend indianische Krieger, außer den Ruderern, ein, und der Gouverneur gab ihnen den Hauptmann Juan de Guzmann und dessen Compagnie mit, um den Befehl über die Kähne zu führen und die Indianer in Ordnung zu halten. Ein dreitägiger Zeitraum wurde für die Fahrt ausgesetzt.

In demselben Augenblick, wo sie vom Ufer stießen, brach der Gouverneur mit seinen Truppen und in Begleitung Guachoya's, der an der Spitze von zweitausend Kriegern, außer denen, welche Lebensmittel trugen, stand, zu Lande auf.

Die beiden Expeditionen trafen zur festgesetzten Zeit vor dem Dorfe ein. Der Kazike von Anilco war abwesend, da aber die Einwohner am Ueberfahrtspunkt des Flusses sich aufstellten, so brach Nuño Tobar mit einer Abtheilung Reiterei ungestüm auf sie ein. Eifrig zum Kampfe stürmten die Spanier so unbehutsam vorwärts, daß sich jeder Reiter von einer Schaar Indianer umringt sah. Allein diese wurden von einem so panischen Schrecken ergriffen, daß sie den Rücken wandten und in wilder Flucht

den Wäldern zueilten, unter dem Kriegsgeschrei der Verfolger und den Jammertönen der Weiber und Kinder. Guachoya ließ nunmehr seiner Rachgier freien Lauf. Seinem Bündniß mit den Spaniern und seinem, dem General ertheilten Rath, nach dieser Provinz zurückzukehren, lag, wie bei Casquin, nichts weiter, als ein geheimer Wunsch zum Grunde, sich an einem alten Feinde zu rächen. Die Provinzen Anilco und Guachoya hatten fortwährend Feindseligkeiten mit einander; jedoch hatte der Kazike von Anilco seit einiger Zeit das Uebergewicht erlangt und durch Hinterhalte, Ueberfälle und nächtliche Streifzüge — die Art, wie die Wilden ihren Krieg führten — manche Trophäen davongetragen.

Beim Einzuge in das eroberte Dorf war der erste Gedanke der Krieger Guachoya's, ein Angriff auf die Gräber der Kaziken. Sie nahmen die um das Thor herum aufgespießten Köpfe ihrer Landsleute fort und setzten an deren Stelle die ihrer Feinde. Sie beraubten die Gräber aller, ihrer Nation in Schlachten abgenommenen Trophäen, Hirnschalenhäute und Banner, nahmen die Ueberreste und Zierrathen der Todten, stürzten die Särge um und streuten die Gebeine umher, wie dies alles bei einer früheren Gelegenheit geschehen

war. Hierauf durchstöberten sie das ganze Dorf und metzelten Alles nieder, was ihnen aufstieß, nämlich hauptsächlich Greise, Weiber und Kinder, an denen sie die schauderhaftesten Grausamkeiten verübten.

Bei diesem Allen gingen sie mit einer solchen Wuth und Eile zu Werke, daß die Schandthaten fast durchgehends vollbracht waren, ehe De Soto etwas davon erfuhr. Er machte dem Blutbade so schnell wie möglich ein Ende, ertheilte dem Kaziken einen scharfen Verweis, verbot Jedem bei Todesstrafe, ein Haus in Brand zu stecken oder einem Indianer Schaden zuzufügen, und verließ das Dorf so schleunig wie möglich; wobei er die Vorkehrung traf, seine indianischen Verbündeten den Fluß zuerst passiren zu lassen und nicht zurückzubleiben, um Unheil anzurichten.

Seine Vorsichtsmaßregeln wiesen sich jedoch als unwirksam aus. Er hatte sich kaum ausgeschifft und eine Meile zurückgelegt, als er beim Umsehen einen starken Rauch von Anilco aufsteigen und mehrere Häuser daselbst in Flammen stehen sah. Wirklich hatten Guachoya's Krieger, von offener Feindseligkeit zurückgeschreckt, heimlich brennende Kohlen zwischen die Strohdächer gelegt. Diese, durch die Sommerhitze ausgedörrt, hatten

leicht Feuer gefangen und loderten nunmehr in Flammen auf.

Der Gouverneur würde wieder umgekehrt sein, um den Brand zu löschen, wenn er nicht in demselben Augenblick viele Indianer aus der Umgegend nach dem Dorfe hätte eilen sehen; er überließ es daher deren Fürsorge und setzte seinen Marsch fort, voll Verdruß, seine freundschaftlichen Gesinnungen gegen Anilco auf diese Weise vereitelt zu haben, jedoch seinen Unmuth verbergend, damit er sich nicht auch seinen ränkevollen Verbündeten zum Feinde machen möchte.

Zwanzigstes Kapitel.

De Soto, der seine Quartiere wieder in dem Dorfe Guachoya nahm, betrieb mit seiner gewöhnlichen Energie und Beharrlichkeit den Bau der beiden Brigantinen. Er befahl, Holz zu fällen, sammelte alle Stricke und Taue, die in der Umgegend aufzutreiben waren und die zum Takelwerk

dienen sollten, gebrauchte die Indianer zum Einsammeln von Harz und Gummi von Fichten und anderen Bäumen, und ließ alle große und kleine Nägel, die von den alten Piraguen aufbewahrt waren, in Stand setzen und deren neue verfertigen. Er hatte bereits im Geist unter seinen treuen und zuverlässigen Kriegern die Offiziere und Soldaten, die zu der Expedition verwendet werden sollten, ausersehen. Mit dem Ueberrest seines Heeres, aus etwa fünfhundert Mann und funfzig Pferden bestehend, beabsichtigte er, ihre Rückkehr abzuwarten. Während er also den Bau der Brigantinen eifrig betrieb, forschte er zugleich fleißig nach einer fruchtbaren Gegend, wo er, für die Dauer der Abwesenheit seiner Abgeordneten, auf den Unterhalt seiner Truppen mit Sicherheit rechnen konnte.

Da De Soto von der Fruchtbarkeit der bereits erwähnten, Quigualtanqui genannten, großen Provinz, jenseits des Mississippi, viel gehört hatte, so schickte er eine Abtheilung Reiterei und Fußvolk zu ihrer Ausforschung hin. Der Fluß war hier etwa eine (engl.) Meile breit, siebzehn Faden tief und sehr reißend, und die beiden Ufer waren dicht bevölkert. Alle Kähne des Dorfes sammelnd und die größeren je zwei und zwei zusammenbindend, ließ er die Reiterei in diesen und das Fußvolk in jenen

kleineren die Ueberfahrt machen. Die Spanier durchstreiften die Provinz Quigualtanqui und besuchten viele Weiler, insbesondere den angesehensten unter ihnen, der etwa fünfhundert Häuser enthielt und dem Dorfe Guachoya gerade gegenüber lag. Die Wohnungen standen jedoch überall verödet da, indem die Einwohner sich geflüchtet oder versteckt hatten. Das Streifcorps kehrte daher zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben, entwarf jedoch eine glühende Schilderung von der augenscheinlichen Fruchtbarkeit und starken Bevölkerung der Provinz.

Diese günstigen Berichte ließen De Soto den Entschluß fassen, nach der Abfahrt der Brigantinen mit seinen Truppen über den Fluß zu setzen, sein Hauptquartier in dem Dorfe Quigualtanqui aufzuschlagen und dort den Sommer und Winter, welcher Zeitraum bis zur Rückkehr seiner Abgeordneten verstreichen konnte, zuzubringen.

Zu seinem unendlichen Verdruß legte jedoch der Kazike von Quigualtanqui eine heftige Feindschaft an den Tag. Dieser Häuptling, der einen hochfahrenden Charakter und eine große Macht besaß, war ausnehmend hartnäckig hinsichtlich seiner Territorial-Gewalt. Er entbrannte vor Zorn über das Eindringen der spanischen Kundschafter und schickte Abgeordnete an De Soto, bei der Sonne

und dem Monde schwörend, einen Vertilgungskrieg gegen ihn und seine Leute zu führen, sofern irgend einer von ihnen es noch einmal wagen sollte, sein Gebiet zu betreten.

Zu einer früheren Zeit würde eine Botschaft dieser Art von De Soto mit einem Einfall in die Staaten des Kaziken beantwortet worden sein; allein seine Lebensgeister schwanden allmählig. Er hatte über seinen begangenen Fehler, die Seeküste verlassen zu haben, so lange gebrütet, bis er erkrankte; und da er die Gefahren seiner Lage mit jedem Augenblick sich vermehren und fortwährend neue und mächtige Feinde um sich her entstehen sah, während seine geringfügige Streitmacht sich täglich verminderte, so war er für die Erhaltung des Ueberrestes seiner Truppen ängstlich besorgt und beschloß, alle weitere Feindseligkeiten zu vermeiden. Er schickte daher einen Gesandten an den Kaziken und suchte um dessen Freundschaft nach. Von einer abergläubischen Meinung unter den Indianern hinsichtlich seiner Person Gebrauch machend, ließ er dem stolzen Häuptling sagen, er sei ein Abkömmling der Sonne, des Lichts, zu dessen Anbetung die Eingebornen sich bekannten; daß er als solcher die Huldigung der Kaziken in den Provinzen, durch die er gekommen sei, empfangen

habe und, Quigualtanqui einladend, zu ihm zu kommen und ihm eine ähnliche Ehrfurcht zu bezeigen, versprach er, ihn in besondere Gunst zu nehmen und mit unschätzbaren Gaben zu belohnen.

Mittlerweile führten die Schwermuth, welche an De Soto's Herzen genagt hatte, seine unaufhörliche Gemüthsbewegung und seine körperlichen Anstrengungen, vielleicht außerdem noch die Einwirkung des Clima's ein schleichendes Fieber herbei, welches ihn zuletzt auf's Lager warf.

Mitten in seiner Krankheit erhielt er von Quigualtanqui eine Antwort durch seinen eignen Abgeordneten. Der rauhe Krieger bemerkte, daß wenn De Soto's Behauptung wahr und er wirklich ein Abkömmling der Sonne sei, er dies durch Trockenlegung des großen Flusses beweisen möge, in welchem Fall er bereit sein würde, herüber zu kommen und ihm zu huldigen. Vermöge er das nicht zu thun, so müsse er wissen, daß Quigualtanqui, der der größte Häuptling im Lande sei, Niemand besuche, sondern Besuche und Tribut von Allen empfange. Wenn daher De Soto ihn zu sprechen wünsche, so müsse er über den Fluß in sein Land kommen. Komme er als Freund, so werde er auch als solcher empfangen werden, wenn aber als Feind, so werde er Quigualtanqui und

seine Leute kampffertig und entschlossen finden, nicht einen Zollbreit Landes einzuräumen.

Diese hohnsprechende Antwort reizte das geplagte Gemüth De Soto's und steigerte den Grad seiner Krankheit. Noch mehr regte ihn die Nachricht auf, daß der Kazike ein Bündniß aller benachbarten Häuptlinge gegen ihn zu bilden suche, und er fürchtete, daß irgend neue Unfälle dazu beitragen möchten, seine Entwürfe in der Ausführung zu verzögern, wenn nicht ganz und gar zu vereiteln. Nichtsdestoweniger bewies er auf dem Krankenbett seine gewöhnliche Wachsamkeit für die Sicherheit seines Heeres. Die Schildwachen wurden verdoppelt und eine strenge Wachsamkeit beobachtet. Jede Nacht bezog die Reiterei mit aufgezäumten Pferden und völlig kampfgerüstet in den Außenwerken des Dorfes die Wache; zwei Reiter waren stets auf Patrouille und visitirten abwechselnd die Außenposten, und Abtheilungen Bogenschützen hielten beständig auf dem Flusse in Kähnen Wache.

Die Entwürfe, Anstrengungen und Besorgnisse De Soto's naheten sich jedoch rasch ihrem Ende; täglich nahm seine Krankheit zu und sein Fieber stieg zu einer solchen Höhe, daß er die Ueberzeugung fühlte, daß seine letzte Stunde nahe sei. Er

schickte sich mit der Standhaftigkeit eines Soldaten und der Frömmigkeit eines gottesfürchtigen Katholiken zum Tode an.

Seinen letzten Willen schrieb er, aus Mangel an hinreichendem Papiere, fast nur in Zahlen und einzelnen Buchstaben oder in Chiffern nieder, und nachdem er hierauf die Offiziere und Soldaten von Ansehen zu sich berufen hatte, ernannte er zu seinem Nachfolger in den Titeln und Befehlen als Gouverneur und Generalcapitän des Königreichs und der Provinzen von Florida Luis de Moscoso de Alvarado, denselben, den er in der Provinz Chicaza seines Postens als Generalquartiermeister entsetzt hatte, und er forderte die Truppen im Namen des Kaisers und in Betracht der Tugenden Moscoso's auf, diesem in der obigen Eigenschaft zu gehorchen, bis weitere Befehle von der Regierung eingegangen sein würden. Ueber dieses Alles verlangte er von ihnen einen Eid in gehöriger Form und Feierlichkeit.

Nachdem solches geschehen war, berief der sterbende Befehlshaber die Vornehmsten seines Heeres zu Zweien und Dreien zu sich und ließ nach ihnen die Soldaten bei Zwanzig und Dreißig hereintreten und sagte ihnen Allen ein letztes Lebewohl, mit großer Herzlichkeit auf seiner und vielen

Thränen auf ihrer Seite. Er machte es ihnen zur Pflicht, die Eingebornen zum katholischen Glauben zu bekehren und die Macht der spanischen Krone zu erweitern, da durch den Tod er selbst an der Verwirklichung dieser großen Zwecke verhindert werde. Er dankte ihnen für die Liebe und Treue, die sie an den Tag gelegt, indem sie seinem Glücke durch so harte Prüfungen furchtlos gefolgt seien, und drückte sein tiefes Bedauern aus, daß es nicht in seiner Macht stehe, seine Dankbarkeit durch Gewährung solcher Belohnungen, wie sie verdient, zu bezeigen. Er bat Alle, die er beleidigt haben möchte, um Verzeihung und ermahnte sie schließlich auf die rührendste Weise, friedfertig und liebreich gegen einander zu sein. Sein Fieber wüthete heftig und nahm fortwährend überhand, bis er am siebenten Tage, nachdem er mit vieler Demuth und Zerknirschung seine Sünden gebeichtet hatte, verschied *).

*) „Er starb," sagt der Inca Garcilaso de la Vega in seiner Chronik, „als ein katholischer Christ, indem er die Barmherzigkeit der heiligsten Dreieinigkeit anrief und der Genugthuung des Blutes Jesu Christi, unseres Herrn, der Fürsprache der Jungfrau und aller Heiligen, im Glauben der römischen Kirche, vertraute.

„Mit diesen Worten, sie oftmals wiederholend, em-

So starb Hernando de Soto, einer der kühnsten der vielen tapfern Heerführer, welche auf den ersten Entdeckungszügen glänzten und sich in den wilden Kriegsfahrten der westlichen Welt auszeichneten. Wie stolz und vielversprechend war der Beginn seiner Laufbahn gewesen! und wie demüthig und unglücklich endete sie! Dahingerafft in der Blüthe seiner Jahre — denn er war bei seinem Tode erst zwei und vierzig Jahre alt — verschied er in einem fremden und wilden Lande, mitten unter dem Lärm und Getümmel eines Feldlagers und nur von einigen rauhen Soldaten umgeben; denn fast Alle waren mit den Vorkehrungen zum Entschlüpfen aus den, sie umringenden Gefahren beschäftigt.

Hernando de Soto eignete sich vortrefflich zum Befehlshaber über die unabhängigen und ritterlichen Gemüther, aus denen sein Heer zusammengesetzt war; denn während er in Allem, was Kriegszucht betraf, sehr streng dachte und jede Verletzung militairischer Pflicht hart bestrafte, verzieh er leicht

---

pfahl jener hochherzige und nie besiegte Cavalier, großer Würden und Titel werth, seine Seele Gott, einen bessern Geschichtsschreiber, als einen ungelehrten Indianer verdienend."

alle übrigen Vergehen. Niemand konnte schneller sein, um Verdienst jeder Art zu erkennen und zu belohnen. Er war, wie erzählt wird, artig und einnehmend in seinen Sitten, geduldig und ausharrend unter schwierigen Umständen und seinen Truppen ein aufmunterndes Muster im ruhigen Dulden von Mühseligkeiten und Beschwerden. Persönlich war er im höchsten Grade tapfer und besaß eine solche Armstärke, daß er in der Schlacht sich durch die dichteste Schaar des Feindes einen Weg gebahnt haben soll. Einige seiner Biographen werfen ihm Grausamkeit gegen die Indianer vor; allein, nach der Aussage des Inca, finden wir ihn im Allgemeinen menschlich und barmherzig, indem er die Eingebornen durch Geschenke und Freundschaftsanträge zu gewinnen suchte und nur dann zu gewaltsamen Maßregeln seine Zuflucht nahm, wenn seine eigne Sicherheit und die seiner Truppen auf dem Spiele stand. Einen schlagenden Gegensatz zu seiner Menschlichkeit in dieser Beziehung werden wir in dem Verfahren seines Nachfolgers, Luis de Moscoso, wahrnehmen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

1542. Der Tod des Gouverneurs erfüllte seine Truppen mit Schmerz und Gram. Sie fühlten, daß sie durch seinen Tod zu Waisen geworden seien, da sie ihn als einen Vater betrachtet hatten, und ihr Kummer war um so größer, als sie das, den sterblichen Ueberresten eines so hochgeliebten und geehrten Befehlshabers gebührende feierliche Leichenbegängniß nicht halten konnten.

Sie nahmen Anstand, ihn öffentlich und mit den gebührenden Feierlichkeiten zu begraben, aus Besorgniß, daß die Indianer, den Begräbnißplatz wissend, seine Gebeine beschimpfen möchten, wie sie es bei denen anderer Spanier gethan, welche sie aus ihren Gräbern hervorgeholt, zerstückelt und vereinzelt in den Bäumen aufgehängt hatten. Hatten sie aber solche Schändlichkeiten an den Leichnamen gewöhnlicher Soldaten verübt, um wie viel mehr mußten sie es, aller Wahrscheinlichkeit nach, an dem Leichnam ihres Generals thun. Ueberdies hatte De Soto ihnen eine sehr hohe Meinung

von seiner Klugheit und Tapferkeit eingeflößt, und die Spanier fürchteten daher, daß die Indianer, sobald sie den Tod des spanischen Heerführers in Erfahrung brächten, sich zur Empörung verleiten lassen und ihr geschwächtes und zusammengeschmolzenes Heer überfallen möchten.

Aus diesen Gründen bestatteten sie ihn um Mitternacht, zugleich Wachtposten ausstellend, um die Eingebornen in der Entfernung zu halten, damit die Trauerfeierlichkeit vor den beobachtenden Blicken der Spione gesichert wäre. Der für das Grab auserwählte Platz war eine der vielen breiten und tiefen Gruben, in einer Ebene in der Nähe des Dorfes, woraus die Indianer Thon zu ihren Häusern gewonnen hatten. Hier wurde der Gouverneur heimlich und in der Stille, unter den Thränen von Priestern und Cavalieren, welche der Trauerfeierlichkeit beiwohnten, beigesetzt. Um die Eingebornen desto sicherer zu täuschen und den Begräbnißplatz nicht ahnen zu lassen, sprengten sie am folgenden Tage aus, daß der Gouverneur von seiner Krankheit genesen sei, und nahmen, ihre Pferde besteigend, den Anschein von Freude und Jubel an. Um alle Spuren des Grabes zu verwischen, ließen sie auf dasselbe, wie auf die umliegende Ebene, viel Wasser sprengen, um zu ver-

hindern, daß durch ihre Pferde kein Staub sich erhebe. Hierauf sprengten sie auf der Ebene und um die Gruben, sogar über das Grab ihres Befehlshabers umher: es fiel ihnen jedoch schwer, unter dieser Maske angeblichen Frohsinns den wirklichen Kummer ihres Herzens zu verbergen.

Trotz allen diesen Vorsichtsmaßregeln machten die Spanier die Entdeckung, daß die Indianer nicht nur den Tod des Gouverneurs, sondern auch den Ort, wo er begraben lag, muthmaßten; denn wenn sie an den Gruben vorübergingen, blieben sie stehen, blickten aufmerksam nach allen Seiten umher, sprachen mit einander und machten Zeichen und Geberden *), wobei sie ihre Blicke auf die Stätte richteten, wo der Leichnam ruhte.

Die Spanier, welche dies wahrnahmen und außerdem überzeugt waren, daß die Wilden die ganze Ebene so lange durchsuchen würden, bis sie den Leichnam aufgefunden, beschlossen ihn wieder auszugraben und an einen Ort zu legen, wo er gegen Beschimpfung gesichert sein würde. Kein Ort schien sich dazu besser zu eignen, als der Mis-

*) „Mit ihren Kinnen" (with their chins) wird im Original hinzugesetzt, was jedoch ein Druckfehler zu sein scheint. Anm. d. Uebers.

sissippi; jedoch wünschten sie zuvörderst auszumitteln, ob eine hinreichende Tiefe des Wassers vorhanden sei, um den Leichnam wirksam zu verbergen.

Demnach schifften sich Juan de Añasco und andere Offiziere, in Begleitung eines Seemanns, eines Abends in einem Kahn ein, unter dem Vorwande, dem Fischfange nachzugehen und, nachdem sie den Fluß da, wo das Strombett eine Meile breit war, sondirt hatten, fanden sie eine Tiefe von neunzehn Faden. Hier beschlossen sie also die Leiche einzusenken.

Da in der Umgegend kein Stein zu finden war von hinreichender Schwere, um sie mit sich hinabzuziehen, so wurde eine Stechpalme gefällt und der Stamm bis zur Größe und Breite eines Menschen ausgehöhlt. In der folgenden Nacht gruben sie die Leiche in aller möglichen Stille wieder aus, legten sie in die Höhlung des Baumstammes und vernagelten die Oeffnung mit Planken. Dieser plumpe Sarg wurde hierauf nach der Mitte des Stroms gebracht, und dort in Gegenwart mehrerer Priester und Cavaliere versenkt. Sie sahen ihn zu Boden sinken, wobei sie manche Thräne vergossen und die Seele des guten Cavaliers nochmals dem Himmel anempfahlen.

Die Indianer, welche bald bemerkten, daß

der Gouverneur nicht beim Heere, noch begraben war, fragten die Spanier, was aus ihm geworden sei. Die schon im Voraus festgesetzte allgemeine Antwort war, daß Gott ihn zu sich berufen habe, um ihm große Dinge mitzutheilen, die er auszurichten habe, sobald er zur Erde zurückgekehrt sein würde. Mit dieser Antwort schienen sie dem Anscheine nach zufriedengestellt.

Der Kazike aber, welcher ihn für todt hielt, sandte zwei hübsche junge Indianer an Moscoso mit der Erklärung, daß es in seinem Lande Gebrauch sei, beim Tode eines großen Fürsten eine Anzahl Personen dem Tode zu weihen, damit sie ihn auf seiner Reise in das Land der Geister begleiteten und bedienten, zu welchem Zwecke denn auch diese jungen Leute vor ihm erschienen seien. Luis de Moscoso erwiederte, der Gouverneur sei nicht todt, sondern zum Himmel gegangen und habe einige seiner christlichen Begleiter dazu auserwählt, um ihn dahin zu begleiten, weshalb er den Kaziken ersuche, die beiden Jünglinge zurückzunehmen und in Zukunft eine solche barbarische Sitte nicht mehr in Anwendung zu bringen. Er setzte demzufolge die Indianer auf der Stelle in Freiheit und befahl ihnen, in ihre Heimath zurückzukehren; einer derselben weigerte sich jedoch dessen

mit der Bemerkung, er wolle keinem Herrn dienen, der ihn ohne Ursache zum Tode verurtheilt habe, sondern dem, der ihm das Leben gerettet, überall folgen.

De Soto's Nachlaß, im Ganzen aus zwei Sclaven, drei Pferden und siebenhundert Schweinen bestehend, wurde verauctionirt. Die Sclaven und Pferde wurden, jeder für dreitausend Kronen, verkauft, wobei festgesetzt ward, daß der Käufer das Geld bei der ersten Entdeckung von Gold- oder Silbergruben, oder sobald er Eigenthümer einer Plantage in Florida geworden sein würde, entrichten sollte. Würde weder der eine, noch der andere Fall eintreten, so sollte die Zahlung binnen einem Jahr geleistet werden. Die Schweine wurden auf die nämliche Weise und zwar zu zweihundert Kronen das Stück verkauft. Von jetzt an besaß der größere Theil der Soldaten diesen erwünschten Nahrungsartikel, und sie genossen davon täglich, Freitag, Sonnabend und die Tage vor den Festen ausgenommen, auf welche Ausnahmen sie, nach den Gebräuchen der römisch-katholischen Kirche, streng hielten.

Diese Fastenordnung hatten sie bisher nicht beobachten können, da sie häufig zwei bis drei Monate hinter einander kein Fleisch gehabt und

wenn sie dessen erhalten, es freudig verzehrt hatten, ohne Rücksicht auf die Fastentage.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

1542. Nachdem der erste Schmerz über den Verlust des berühmten Commandeurs vorüber war, begannen Viele im Heere die Frage aufzuwerfen, ob dieser Verlust wirklich ein Unglück sei. Einige erblickten darin sogar ein frohes Ereigniß; denn ein Theil der Offiziere und Soldaten war schon seit langer Zeit durch die Mühseligkeiten und Drangsale und durch die getäuschten Hoffnungen auf goldne Beute muthlos geworden. Nur ihr Respect vor De Soto und die Furcht, in der er sie zu halten gewußt, hatten sie abgehalten, ein so unglückseliges Land zu verlassen. Sie waren jetzt in der Hoffnung, daß der neue Gouverneur, der zur Frömmigkeit sich hinneigte, es vorziehen würde, in irgend einem christlichen Lande Ruhe und Rast zu suchen, statt die Entwürfe De Soto's zu verfolgen.

Luis de Moscoso versammelte sogleich einen Rath, um über das, was nunmehr zu thun sei, zu berathschlagen, und es wurde von den Stimmführenden einhellig beschlossen, das Land sobald wie möglich zu verlassen. Moscoso forderte jeden Offizier auf, seine schriftliche Meinung einzugeben, ob dem Laufe des Flusses zu folgen, oder ob der Marsch nach Westen quer durch das Land anzutreten sei.

Juan de Añasco, der Contador, stimmte für die Ausführung der Entwürfe und Plane De Soto's. Er widersetzte sich nicht nur dem Plan, das Land plötzlich zu verlassen, sondern erbot sich auch, das Heer an die mexicanische Grenze zu führen; denn er brüstete sich mit seiner Kenntniß der Geographie und bildete sich ein, mit deren Hülfe seine Kameraden aus allen Schwierigkeiten zu befreien.

Añasco's Vorschlag erhielt eine Stütze durch die Erinnerung an gewisse Gerüchte, welche die Indianer einige Monate zuvor mitgetheilt hatten und nach denen nicht weit westwärts andere, auf Eroberung ausgehende Spanier damals gewesen sein sollten. Diese Gerüchte wurden jetzt als wahr angenommen, und es wurde demnach die Vermuthung aufgestellt, daß jene Spanier von Mexico

aus vorgedrungen seien, um neue Reiche zu erobern, und da sie, den erhaltenen Nachrichten zufolge, nicht weit entfernt sein konnten, so wurde beschlossen, in aller Eile dahin aufzubrechen und sich ihnen auf ihrer glücklichen Eroberungs-Laufbahn anzuschließen.

Am 4. oder 5. Juni trat das Heer, unter der Anführung seines neuen Gouverneurs und Generalcapitäns, Luis de Moscoso, seinen Marsch an, die westliche Richtung nehmend und entschlossen, sich weder rechts noch links zu wenden. Durch das Verfolgen dieser Richtung glaubte man nach den Grenzen Mexico's zu gelangen, ohne zu bedenken oder zu wissen, daß sie sich unter einem weit höheren Breitengrade, als Neu-Spanien, befanden.

Ein junger Indianer von sechszehn bis siebzehn Jahren, schön gestaltet und mit hübschen Gesichtszügen, folgte aus freiem Antriebe den Spaniern, als sie diese Provinz verließen. Aus Argwohn, daß er ein Spion sein möchte, wurde Luis de Moscoso davon in Kenntniß gesetzt, der den Jüngling vor sich führen und durch seine Dolmetscher fragen ließ, weshalb er seine Eltern und Freunde verlassen habe, um Leuten zu folgen, die er nicht kenne. „Herr," antwortete er, „ich bin

arm und eine Waise; meine Eltern starben, als ich noch sehr jung war und ließen mich in einem hülflosen Zustande zurück. Ein indianischer Häuptling meines Geburtsorts, ein naher Anverwandter des Kaziken, hatte Mitleid mit mir, nahm mich zu sich und zog mich unter seinen eignen Kindern auf. Als Ihr das Dorf verließet, war er gefährlich krank und man verzweifelte an seinem Leben. Seine Frau und Kinder beschlossen, im Fall er sterben sollte, mich mit ihm lebendig zu begraben, weil, sagten sie, mein Gebieter mich werth gehalten und zärtlich geliebt habe und ich daher mit ihm gehen müsse, um ihm in der Welt, wohin er gegangen sei, zu dienen. Nun aber, obgleich ich von diesem Dank gegen ihn erfüllt bin, daß er mich beschützt und auferzogen hat, und sein Andenken mir theuer ist, so hege ich doch keinen Wunsch, sein Grab zu theilen. Da ich, um diesem Tode zu entgehen, keinen andern Ausweg sah, als dadurch, daß ich Schutz bei den Fremdlingen suchte, so wollte ich lieber deren Sclave sein, als lebendig begraben werden. Dies allein ist die Ursache meines Kommens."

Die Spanier ersahen aus diesem und dem bereits erwähnten Beispiel, daß die abergläubische Sitte, Weiber und Diener mit den Leichnamen

ihrer Männer und Herren lebendig zu begraben, in dieser Gegend, wie in allen übrigen bis jetzt entdeckten Theilen der neuen Welt noch beobachtet wurde.

Die Spanier kamen nach ihrem Aufbruch von Guachoya durch die Provinz Catalte, worauf sie ihr Weg durch ein wüstes Land nach einer andern Provinz, Chaguate genannt, führte, welche sie am 20. Juni erreichten. Der Kazike hatte bereits bei Lebzeiten De Soto's das Lager in Utiangue besucht und knüpfte jetzt wieder einen freundschaftlichen Verkehr an. In der Nähe des Hauptorts dieser Provinz waren die Eingebornen mit dem Bereiten von Salz aus einer salzhaltigen Quelle emsig beschäftigt. Die Truppen weilten hier sechs Tage und versorgten sich mit diesem nothwendigen Artikel. Hierauf traten sie ihren Marsch nach Westen zu wieder an, um zuvörderst die Provinz Aguacay aufzusuchen, welche, nach den ihnen zugegangenen Nachrichten, drei Tagereisen entfernt sein sollte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

1542. Am zweiten Tage ihres Marsches wurde dem Gouverneur angezeigt, daß einer der Ihrigen, Diego de Guzman, vermißt werde. Er ließ sogleich Halt machen und die genauste Nachforschung in der Sache anstellen, in der Besorgniß, daß Guzman von den Indianern festgehalten oder ermordet worden sei.

Diego de Guzman war einer der vielen jungen spanischen Cavaliere, welche sich dieser Expedition mit romantischen Begriffen von Eroberungen, Ruhm und Gewinn angeschlossen hatten. Er war von guter Familie und reich, und trat in das Expeditionsheer mit kostbarer Kleidung, glänzender Rüstung und Waffenschmuck und drei schönen Pferden. Unglücklicher Weise war er ein leidenschaftlicher Liebhaber des Spiels und hatte nur zu häufige Gelegenheiten, um diesem Hange nachzugehen; denn die Spanier vertrieben sich im Lager einen großen Theil ihrer Muße mit dem Spiel, wie es bei Soldaten gewöhnlich der Fall ist, und

besonders bei solchen jungen Glücksrittern, aus denen ein großer Theil dieses Entdeckungs-Heeres bestand.

Da bei dem Brande von Mauvila alle ihre Karten verloren gegangen waren, so verfertigten sie andere aus Pergament, die sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit bemalten, und da sie ferner keinen hinreichenden Vorrath für die Zahl der Spieler herbeizuschaffen vermochten, so wurden die Spiele auf bestimmte Zeit die Reihe herumgeliehen. Mit diesen spielten sie unter Bäumen, in ihren Wigwams oder indianischen Hütten und an den Flußufern.

Diego de Guzman war einer der verwegensten Spieler; allein ein anhaltendes Unglück hatte ihn allmählig alles dessen beraubt, was er zum Heere mitgebracht oder auf dem Marsch erbeutet hatte, und noch wenige Tage zuvor hatte er seine Kleider, seine Waffen, ein Pferd und eine Indianerin, die er unlängst auf einem Streifzuge gefangen genommen hatte, verspielt. De Guzman hatte alle seine Verluste ehrenvoll bezahlt, als es aber daran war, sich von seiner Gefangenen zu trennen, entstand ein Kampf zwischen Stolz und Liebe in ihm. Das Mädchen war erst achtzehn Jahre alt und von ausnehmender Schönheit, und

da er eine Zuneigung für sie gewonnen hatte, so wies er den Gewinner mit der Versicherung ab, sie ihm im Laufe von vier bis fünf Tagen zuzustellen. De Guzman, der noch am Tage vor dem Abmarsch im Lager gesehen worden war, wurde jetzt vermißt und das Mädchen war ebenfalls verschwunden. Als der Gouverneur von diesem Umstande hörte, schloß er, daß De Guzman, aus Schaam über das Verspielen seiner Waffen und seines Rosses, und nicht Willens, seine indianische Schönheit fahren zu lassen, mit ihr zu deren Stamm entflohen sei. Er wurde in dieser Vermuthung bestärkt, als er vernahm, daß das Mädchen die Tochtes des Kaziken von Chaguate sei.

Der General entbot hierauf vier Häuptlinge der Provinz, welche sich unter seiner Escorte befanden, vor sich und befahl ihnen, den entwichenen Spanier aufsuchen und ins Lager bringen zu lassen, mit der hinzugefügten Erklärung, daß, sofern er nicht herbeigebracht werde, er daraus schließen würde, daß der Spanier verrätherischer Weise ermordet worden sei, und demzufolge seinen Tod rächen werde.

Die Häuptlinge, um ihr eignes Leben besorgt, schickten eiligst Boten ab. Diese kehrten mit der Aussage zurück, daß De Guzman in der Wohnung ihres Kaziken sei, der ihn festlich bewirthe

und mit aller möglichen Güte und Auszeichnung behandle, damit er sich nicht verleiten lasse, zum Heere zurückzukehren.

Moscoso wollte dieser Aussage durchaus keinen Glauben beimessen und beharrte in seiner Voraussetzung, daß De Guzman ermordet worden sei. Hierauf wendete sich einer der Häuptlinge an den Gouverneur mit stolzer und erhabener Miene und folgenden Worten: „Wir sind keine Männer, die Euch Lügen berichten. Wenn Ihr die Wahrheit dessen, was die Boten ausgesagt haben, bezweifelt, so sendet Einen von uns Vier, um Euch ein Zeugniß der Thatsache zu bringen; und bringen wir den Spanier oder irgend einen genügenden Beweis, daß er am Leben und wohl ist, nicht, so werden die Drei von uns, die in Eurer Gewalt bleiben, für seinen Verlust mit ihrem Leben bürgen."

Der Vorschlag gefiel dem Gouverneur und seinen Offizieren, und nach gepflogener Berathung wurde Balthasar de Gallegos, der ein Freund von De Guzman und mit ihm aus einem und demselben Orte war, gebeten, an ihn zu schreiben, den gethanen Schritt zu mißbilligen und ihn zu ermahnen, zurückzukehren und seiner Pflicht zu genügen, wie es einem Soldaten zukomme, ihm aber zugleich zu versichern, daß ihm sein Pferd und seine Waffen zurückerstattet

werden sollten, so wie andere Dinge, deren er bedürfen möchte. Dem Kaziken wurde eine Botschaft gesandt, ihm mit Feuer und Schwert drohend, sofern er den Flüchtling nicht ausliefern würde.

Am folgenden Tage kehrte der Bote zurück, das von Gallegos herrührende Schreiben wiederbringend; es war auf dasselbe Guzman's Name mit Kohle geschrieben, also ein Beweis, daß er am Leben war. Jedoch hatte er den Inhalt unbeantwortet gelassen, wogegen der Bote aussagte, De Guzman habe weder die Absicht, noch den Wunsch, sich dem Heere wieder anzuschließen.

Der Kazike ließ seinerseits dem Gouverneur die Versicherung ertheilen, daß er sich keiner Gewalt bedient habe, um Diego de Guzman zurückzuhalten, daß er ihn aber auch ebenso wenig zwingen werde, sich wieder fortzubegeben, vielmehr ihn mit aller möglichen Ehre und Güte als einen Schwiegersohn, der ihm eine geliebte Tochter zurückgegeben, behandeln werde. Er erklärte ferner, er werde auf die nämliche Weise gegen Jeden der Fremdlinge verfahren, welcher den Wunsch hegen sollte, bei ihm zu bleiben. Wenn der Gouverneur es für geeignet halten sollte, dafür, daß er in dieser Angelegenheit seine Schuldigkeit gethan, sein Land zu verwüsten und sein Volk zu verderben, so habe er

die Gewalt in seinen Händen und möge handeln, wie es ihm beliebe.

Moscoso, welcher sah, daß Diego de Guzman nicht zurückzukehren Willens war, und zugleich fühlte, daß der Kazike wegen der verweigerten Auslieferung desselben gerechtfertigt war, gab alle weitere Versuche, ihn wieder zu erlangen, auf und setzte die indianischen Häuptlinge in Freiheit, welche indeß bei ihm blieben, bis er die Grenze erreicht hatte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

1542. Die nächste Provinz, durch welche die Spanier kamen, wurde Aguacay genannt und hatte Salz in Fülle; sie lagerten sich eines Abends an den Ufern eines See's, dessen Gewässer damit stark geschwängert waren. Die Eingebornen formten das Salz, mittelst Thonformen, in kleine Kuchen und benutzten es als Handelsartikel. In dem Hauptort der Provinz glaubten die Spanier aus

den Antworten auf die Fragen, welche sie an die Einwohner richteten, zu entnehmen, daß die Letzteren einige Kenntniß von der Südsee besäßen; allein es ist wahrscheinlich, daß die Spanier durch die Schnitzer ihrer Dolmetscher irre geleitet wurden.

Nach ihrem Aufbruch von Aguacay durchzogen sie die Provinz Maye und lagerten sich am 20. Juli neben einem lieblichen Gehölz an den Grenzen von Naguatex. Sie hatten kaum Halt gemacht, als sie eine Schaar Indianer in einiger Entfernung auf der Lauer stehen sahen. Eine Abtheilung Reiterei drang sogleich vor, sprengte mitten unter sie, tödtete deren sechs und brachte zwei Gefangene nach dem Lager. Diese gestanden, daß sie eine von dem Kaziken abgesandte Streifpartei seien, um die Fremdlinge zu beobachten, und daß Naguatex selbst mit seinen Kriegern und von zwei benachbarten Häuptlingen unterstützt, ganz in der Nähe kampffertig stehe. Während sie noch redeten, ließ sich der Feind in zwei Heerhaufen blicken und griff das Lager an, wurde jedoch bald in die Flucht getrieben. Die Reiterei verfolgte ihn, fiel aber in einen Hinterhalt, der ihr von zwei anderen Heeresabtheilungen gelegt war; nichtsdestoweniger gelang es, auch diese in die Flucht zu schlagen.

Zwei Reiter und vier Fußsoldaten, welche die

erste Schaar zu hitzig verfolgt hatten, wurden von allen Seiten umringt und überfallen. Die Reiter wehrten sich mannhaft, agirten um ihre, größerer Gefahr bloßgestellten Kampfgefährten, sprengten auf die Wilden ein und wehrten sie mit ihren Speeren ab, während sie zugleich wacker um Hülfe riefen. Ihr Ruf drang zum Lager und alsbald sprengten zwölf Reiter zu ihrem Beistande heran. Die Indianer ergriffen bei ihrer Annäherung die Flucht, allein mehrere wurden getödtet und einer gefangen genommen. Moscoso befahl sogleich, ihm die Nase und den rechten Arm abzuschneiden und schickte ihn in diesem grausam verstümmelten Zustande an Naguatex, mit der Drohung, er würde am nächsten Morgen mit Feuer und Schwert auf sein Gebiet eindringen.

Am folgenden Morgen brach Moscoso auf, um seine Drohungen auszuführen; allein ein großer Fluß trennte ihn von dem Wohnsitz des Kaziken. Er machte am Ufer Halt und gewahrte auf der entgegengesetzten Seite eine starke Streitmacht, die sich dort aufgestellt hatte, um sich seinem Uebergang über den Fluß zu widersetzen. Da er die Furth nicht kannte und mehrere seiner Leute und Pferde verwundet waren, so gab er in seinem Zorn Rathschlägen Gehör, zog sich etwa eine

Viertelmeile vom Flusse zurück und lagerte sich in der Nähe eines Dorfes und neben einem dichten und lieblichen Gehölze, indem er, da das Wetter ruhig und angenehm war, die freie Luft eingeschlossenen Wohnungen vorzog. Hier weilte er einige Tage, daß die Soldaten Zeit gewinnen möchten, sich von ihren Wunden und Beschwerden zu erholen. Mittlerweile schickte er eine Abtheilung Reiterei aus, welche den Fluß erforschte und trotz dem von den Eingebornen geleisteten Widerstande an zwei Stellen durchwatete und auf dem jenseitigen Ufer ein volkreiches und fruchtbares Land vorfand.

Der Gouverneur, der jetzt Zeit gehabt hatte, von seinem Zorn zurückzukommen, schickte einen Indianer mit einer Botschaft an den Kaziken von Naguatex und bot ihm Verzeihung für das Geschehene an, unter der Bedingung der Reue und Unterwerfung, während er auf den entgegengesetzten Fall mit seiner Rache drohte. Die Botschaft hatte den gewünschten Erfolg. Der Indianer überbrachte von Seiten des Kaziken die Antwort, daß er am folgenden Tage sich einfinden werde. Am andern Morgen kam eine große Zahl der angesehensten Unterthanen in das spanische Lager mit der Nachricht, daß ihr Kazike in der Nähe sei, und nachdem sie augenscheinlich die Blicke des Gou-

verneurs und die Gesinnungen seiner Leute beobachtet hatten, kehrten sie zu ihrem Häuptlinge zurück, den man gleich darauf sich nahen sah. Ein starker Trupp seiner vornehmsten Krieger ging zu Zwei und Zwei voran, Alle weinend und wehklagend, wie in bitterer Reue über das Vergangene. Nachdem die beiden vordersten Krieger bis dicht vor Moscoso gekommen waren, machte der ganze Trupp Halt, schwenkte sich auf beiden Seiten und bildete eine Gasse, durch welche der Kazike herankam. Auf eine unterwürfige Weise vor dem Gouverneur sich beugend, bat er um Verzeihung für das, was geschehen sei, und maß seine übereilte Feindseligkeit den bösen Rathschlägen eines seiner Brüder, der im Kampfe gefallen war, bei. Er erkannte die Spanier als unsterblich und den Gouverneur als unüberwindlich an und schloß mit dem Anerbieten seines Gehorsams und seiner Dienste. Moscoso nahm seine dargebotene Huldigung entgegen, entließ ihn mit Freundschaftsversicherungen, brach nach Verlauf von vier Tagen von seinem Lager auf und marschirte nach dem Ufer des Flusses, fand aber zu seinem Erstaunen diesen angeschwollen und nicht zum Passiren, obgleich es in der Sommerzeit und seit einem Monat kein Regen gefallen war. Die Indianer versicherten ihm je-

doch, daß dieses Anschwellen des Flusses häufig ohne vorgängigen Regen und in der Regel bei zunehmendem Monde stattfinde.

Die Spanier, die sich, da sie mit der großen Ausdehnung dieser Flüsse und den plötzlichen Wirkungen von Regen in den fernen Gebirgen und unermeßlichen Prairien oder Steppen, wo sie entsprangen, wenig bekannt waren, jene Naturerscheinungen nicht zu erklären wußten, muthmaßten, daß die Anschwellungen beim wachsenden Monde von dem Einströmen des Meeres in den Fluß herrühren möchten, obwohl unter den Eingebornen Niemand Kenntniß von der See hatte.

Nach Verlauf von acht Tagen hatte der Fluß hinreichend abgenommen, um durchwatet werden zu können. Das Heer überschritt ihn hierauf, fand jedoch, als es nach dem Hauptort des Kaziken kam, denselben von den Einwohnern verlassen. Der Gouverneur ließ die Truppen auf offenem Felde sich lagern und schickte an Naguater, zu ihm zu kommen und ihn mit einem Wegweiser zu versehen. Der Kazike wagte sich jedoch nicht in das Lager. Hierauf entflammte Moscoso's Zorn auf's Neue und er sandte zwei Hauptleute mit berittenen Truppen aus, mit dem Befehl, die Dörfer in Brand zu stecken und die Einwohner gefangen zu

nehmen. Das Land war bald in Rauch und Flammen gehüllt und verschiedene Eingeborne wurden zu Gefangenen gemacht. Der Kazike bequemte sich wieder zu Bedingungen und schickte mehrere seiner Unterthanen als Geißeln, nebst drei Wegweisern, welche die Sprache der von den Spaniern zu durchziehenden Landstriche kannten. Der Gouverneur war besänftigt und ließ zum Marsche aufbrechen. Dies waren die mit der Anwesenheit der Spanier in der Provinz Naguatex gepaarten Umstände *).

*) Der Name dieser Provinz wird in dem spanischen und in dem portugiesischen Bericht auf eine und dieselbe Weise, nämlich Naguatex, geschrieben. Er ist mit Nachitoches von einigen neueren Autoren identificirt worden, welche die Vermuthung hegen, daß der Hauptort des Kaziken auf der Stelle, wo jetzt die Stadt dieses letztern Namens steht, sich befunden habe. Der Verfasser glaubt jedoch, daß Nachitoches südlich von Moscoso's Marschroute liegt, obwohl es nach dem alten indianischen Dorfe, welches mehr nordwärts lag, genannt worden sein kann. Es ist fast unmöglich, irgend einen der, von den Spaniern auf ihren wilden Zügen im Westen des Mississippi berührten Orte zu identificiren.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

1542. Das Heer drang jetzt in forcirten Märschen gegen hundert Meilen weit vor und kam durch verschiedene, mehr oder minder volkreiche und fruchtbare Provinzen, von denen jedoch einige ungemein dürr und fast gänzlich unbewohnt waren. Die portugiesische Beschreibung dieser Expedition macht mehrere dieser Provinzen namhaft, als: Missobone, Lacane, Mandacao, Socatino und Guasco. In einer Provinz erblickten die Spanier auf den Spitzen der Häuser hölzerne Kreuze und waren überrascht von dem Anblick dieser christlichen Sinnbilder. Sie fingen an, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß sie sich den Grenzen Neuspaniens näherten und erkundigten sich in jeder Provinz, die sie betraten, ob die Einwohner von einem christlichen Volke nach Westen zu nichts wüßten. Wenn man bedenkt, daß alle Nachrichten von Munde zu Munde durch eine Reihe von Dolmetschern, die ihre gegenseitige Sprache nur dürftig kannten, gehen und zuletzt von einem

indianischen, im Spanischen nur wenig bewanderten Jüngling mitgetheilt werden mußten, so ist es leicht zu begreifen, welche schwankende und verkehrte Begriffe zu Tage gefördert wurden. Einige der Eingebornen täuschten wahrscheinlich die Spanier absichtlich, andere machten sich eine falsche Vorstellung von dem Volke, nach welchem Erkundigung eingezogen wurde. Auf diese Weise erhielten die Spanier, wie sie glaubten, Nachrichten von Europäern, die weiter nach Westen zu gesehen worden sein sollten und welche, ihrer Ueberzeugung nach, Entdeckungsheere waren, die von Neu-Spanien aus Eroberungszüge unternommen hatten. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, mit einigen dieser Streifcorps zusammenzutreffen, oder doch jedenfalls nach Gegenden zu gelangen, die von ihren Landsleuten unterjocht und colonisirt worden seien, wo sie nicht länger in Gefahr sein würden, in einer pfadlosen Wildniß zu Grunde zu gehen, sondern die Wahl hätten, entweder mit Sicherheit zu weilen, oder in ihr Vaterland zurückzukehren.

Demnach drangen sie vorwärts von Ort zu Ort, von falschen Hoffnungen und eitlen Mährchen sich locken lassend. Wenn sie nach Orten kamen, wo, nach der ihnen ertheilten Versicherung, Spuren von weißen Menschen anzutreffen sein sollten,

gaben die Einwohner ihre gänzliche Unkenntniß mit einem solchen Volke zu erkennen. In einem Augenblick aufwallender Hitze über die getäuschte Erwartung ließ Moscoso mehrere arme Wilde auf die Folter spannen. Dies diente nur dazu, falsche Aussagen zu erpressen, die den Wünschen der Spanier freilich entsprachen, aber zu weiterem nutzlosen Umherwandern und neuen Täuschungen führten.

Der spanische Befehlshaber und seine Krieger empfanden überdies im höchsten Grade die verderblichen Folgen des Mangels an verständigen und treuen Wegweisern. Sie verirrten sich bisweilen wegen mißverstandener Angaben der Wege und zu anderen Zeiten wurden sie absichtlich in die Irre geführt. Nachdem sie weit nach Westen hin vorgedrungen waren, gelangten sie in eine unermeßliche, menschenleere Gegend, wo sie mehrere Tage umherwanderten, bis ihre Vorräthe an Lebensmitteln erschöpft waren und sie, um ihren Hunger zu stillen, nichts anders, als Kräuter und Wurzeln hatten. Zu ihrem großen Schrecken bemerkten sie auch, daß ein alter indianischer Krieger, der von einem Kaziken als Wegweiser gestellt worden war, sie in einem Kreise herumführte. Moscoso, der auf die Treue des Wegweisers einen Argwohn warf, ließ ihn an einen Baum binden und Hunde auf

ihn hetzen. Einer derselben sprang sogleich auf ihn los und begann ihn zu schütteln. Der Wilde, in seiner Angst, gestand, daß ihm von dem Kaziken der Auftrag ertheilt worden sei, die Spanier in menschenleeren Wüsten irre zu führen, erbot sich jedoch, sie in drei Tagen nach einem westwärts gelegenen volkreichen Lande zu bringen. Moscoso, der jedoch von seiner Erbitterung über diese Verrätherei sich leiten ließ, befahl, auf's Neue die Hunde anzuhetzen, und diese, von grimmigem Hunger gequält, zerrissen den unglücklichen Schelm in Stücke.

Nachdem die Spanier auf diese Weise ihren Zorn befriedigt hatten, sahen sie sich in eine noch schlimmere Lage, als zuvor, versetzt; denn jetzt hatten sie Niemand, um ihnen den Weg zu zeigen, da den übrigen Indianern, welche die Lebensmittel gebracht hatten, die Heimkehr gestattet worden war. In dieser Verlegenheit folgten sie den Weisungen ihres Schlachtopfers, indem sie die westliche Richtung einschlugen, schenkten also nach seinem Tode Dem Glauben, was sie, als er noch lebte, nicht hatten glauben wollen.

Sie marschirten drei Tage und litten ungemein an dem Mangel von Lebensmitteln. Glücklicher Weise waren die Wälder licht und offen; denn

wären diese so dicht, wie diejenigen gewesen, durch welche die Truppen sich früher den Weg hatten bahnen müssen, so würden sie, ehe sie hindurchgedrungen, vor Hunger umgekommen sein. Stets nach Westen dringend, gewahrten die Spanier nach Verlauf von drei Tagen von einer Anhöhe aus Merkmale menschlicher Wohnungen; allein als sie näher kamen, fanden sie ein allgemein dürres Land und leerstehende Dörfer vor. Diese unterschieden sich von denen, welche sie in anderen Provinzen angetroffen hatten; indem die Häuser, in Gruppen von vier bis fünf, auf den Feldern umherzerstreut, von roher Bauart waren und den in Spanien auf Melonenfeldern und für die Wächter der Früchte errichteten Hütten, nicht aber bewohnbaren Häusern glichen. In diesen Hütten fanden die Spanier eine reichliche Menge von frischem Büffelfleisch, womit sie ihren Hunger stillten. Auch waren hier unlängst abgezogene Büffelhäute; jedoch konnten die Spanier diese Thiere nirgend lebendig antreffen. Wegen der vielen Spuren von Hornvieh, welche sie auf diese Weise in den Wohnungen entdeckten, nannten sie dieses Land die Provinz der Vaqueros oder Hirten *).

*) Es ist augenscheinlich, daß die Spanier sich auf den

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

1542. Die Indianer des fernen Westen sind stets durch ihr tapferes und kriegerisches Verhalten und ihre Neigung zu Thaten persönlicher Beherztheit bekannt gewesen. Die Spanier erlebten auf ihren Wanderungen durch diese wilde Gegend häufige Beispiele der Art, von denen einige einer besonderen Erwähnung werth sind. Auf ihrem Zuge durch die Provinz von Los Vaqueros schlugen sie eines Nachmittags auf einer offenen Ebene ihr Lager auf und die Soldaten streckten sich auf den Boden hin, während ihre eingebornen Diener ihr Mahl bereiteten. Indem sie auf diese Weise der Ruhe pflegten, bemerkten sie einen indianischen Krieger, der aus einem benachbarten Walde hervordrang und sich dem Lager näherte. Er war

Jagdgebieten des fernen Westen — den großen Büffelsteppen — befanden, und höchst wahrscheinlich waren die umherzerstreuten und leichtgebauten Wigwams, die sie vorfanden, nichts weiter, als Jagdzelte.

stattlich bemalt und hatte in seiner Hand einen Bogen, während von seiner rechten Schulter ein Köcher mit Pfeilen herabhing; sein Haupt schmückten wallende Federbüsche.

Da die Spanier ihn allein und friedfertig vordringen sahen, so glaubten sie, er habe eine Botschaft von Seiten seines Kaziken an den Gouverneur auszurichten, und ließen ihn ganz nahe kommen. Er nahete sich bis auf funfzig Schritte einer Gruppe von Soldaten, welche sich mit einander unterhielten, worauf er, plötzlich einen Pfeil auf seinen Bogen legend, ihn mitten unter sie sendete.

Als sie ihn seinen Bogen spannen sahen, sprangen einige der Spanier zur Seite, während andere sich auf den Boden warfen. Der Pfeil schwirrte vorbei, ohne sie zu treffen, jedoch über sie hinausfliegend, wo fünf bis sechs Indianerinnen das Mittagsessen für ihre Herren unter einem Baum bereiteten, fuhr er einer derselben in die Schultern, drang durch den Körper und begrub sich in die Brust einer Andern; — Beide stürzten nieder und verschieden. Der Wilde kehrte hierauf um und floh mit überraschender Schnelligkeit den Wäldern zu. Die Spanier schlugen Lärm und schrieen ihm nach. Balthasar de Gallegos, der zufällig zu Pferde saß, vernahm den Lärmruf und

sah den Wilden fliehen; die Ursache muthmaßend, machte er Jagd auf ihn, holte ihn dicht vor dem Walde ein und durchbohrte ihn mit seiner Lanze. Drei Tage später rastete das Heer auf einen Tag in einer anmuthigen Ebene der nämlichen Provinz. Während ihres Weilens daselbst sahen sie zwei indianische Krieger über die Ebene gehen. Es waren Männer von schönem Aeußern, mit hohen Federbüschen geschmückt, ihre Bogen in der Hand und ihre Köcher auf dem Rücken tragend. Sie näherten sich dem Lager auf zweihundert Schritt und fingen hierauf an, um einen großen Nußbaum herumzugehen, nicht neben einander, sondern den Baum in entgegengesetzten Richtungen umkreisend, so daß sie an einander vorbeigingen und sich gegenseitig den Rücken deckten. Hiermit fuhren sie den ganzen Tag fort, ohne die Neger, Indianer, Frauen und Knaben, welche gelegentlich an ihnen vorüberkamen und Wasser und Holz trugen, einer Aufmerksamkeit zu würdigen.

Die Spanier, welche hieraus erkannten, daß der Zweck des Erscheinens dieser Indianer sich auf sie und nicht auf deren eigne Landsleute beziehe, erstatteten von dem, was sie wahrgenommen, sogleich dem Gouverneur Bericht, welcher befahl, daß kein Soldat zu ihnen hinausgehen sollte.

Die Wilden setzten ihre Umläufe fort und warteten, wie es schien, ruhig ab, ob etwa einige Spanier kommen und diese seltsame Herausforderung annehmen würden. Es war fast Sonnenuntergang, als eine Reiterschaar, die am Morgen ausgezogen war, um die Umgegend zu durchstreifen, nach dem Lager zurückkehrte. Da ihr Lagerplatz gerade in der Nähe der Stelle war, wo dieser außerordentliche Auftritt statthatte, fragten die Reiter beim Anblick desselben, was das für Indianer seien. Da sie den Befehl des Gouverneurs, die Wilden nicht zu beunruhigen, vernahmen, gehorchten Alle, mit Ausnahme eines tollkühnen Kriegers, Namens Juan Paez, welcher, voll Begierde, seine Bravour zu zeigen, auf sie losſprengte. Als die Indianer nur einen einzigen Mann vordringen sahen, um sie anzugreifen, trat der, welcher dem Reiter am nächsten stand, heran, um ihn zu empfangen, während der andere zurücktrat und sich unter einen Baum stellte, womit sie also bewiesen, daß sie Mann gegen Mann zu kämpfen wünschten und den Vortheil des Spaniers, beritten zu sein, unbeachtet ließen. Der Reiter sprengte auf den Wilden in vollem Lauf ein; allein der Letztere harrte mit gespanntem Bogen, bis sein Gegner auf Schußweite herangekommen war, worauf er

den Pfeil abschoß. Das Wurfgeschoß traf Juan Paez in dem musculösen Theil seines linken Arms, drang durch diesen und beide Seiten eines Panzerärmels und blieb in der Wunde stecken. Der Arm sank kraftlos nieder, die Zügel entglitten der Hand und das Pferd, welches ihr Herabsinken fühlte, blieb plötzlich stehen, wie hierzu Pferde oft abgerichtet werden.

Die Kameraden von Juan Paez, welche noch nicht abgestiegen waren und seine Gefahr sahen, sprengten zu seinem Beistand herbei. Die Indianer, welche einen so ungleichen Kampf nicht bestehen wollten, flohen einem benachbarten Walde zu, wurden jedoch, ehe sie diesen erreichen konnten, eingeholt und durch Lanzenstiche getödtet. In dieser Affaire zeigten die Wilden in der That einen Geist des Ritterthums und ein Point d'Honneur, die eine bessere Erwiederung von Seiten spanischer Cavaliere verdient hätten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

1542. Nachdem die Spanier den, von ihnen die Provinz von Los Vasqueros genannten, wilden Landstrich durchzogen hatten, gelangten sie an einen Fluß, Daycao genannt, wo ein beliebter Sammelplatz der Indianer beim Jagen war. Große Heerden von Rothwild weideten längs den Ufern desselben. Da Moscoso vernommen hatte, daß das jenseitige Ufer unbewohnt sei, so schickte er eine Reiterschaar ab, um über den Fluß zu setzen und das Land in der Umgegend zu recognosciren. Sie fand ein, aus einigen elenden Hütten bestehendes Dorf und nahm zwei von den Einwohnern gefangen, allein keiner der Dolmetscher verstand deren Sprache.

Die Spanier, die jetzt eine Gebirgskette und große Waldungen in Westen wahrnahmen, und ausmittelten, daß das Land ohne Bewohner sei, fingen an, muthlos zu werden. Der Hunger und die Beschwerden, die sie bereits auszustehen gehabt hatten, benahmen ihnen die Lust, in jene wilde und öde Gegenden einzudringen. Der Gouverneur

beschloß daher, gelagert zu bleiben und leichte Streifcorps auszusenden, um das Land in der von ihnen einzuschlagenden Richtung zu erforschen. Demnach wurden drei Reiterschaaren, jede nach einer verschiedenen Richtung, abgeschickt, und es fanden dieselben, nachdem sie dreißig Meilen weit vorgedrungen waren, das Land unfruchtbar und spärlich bevölkert, und gewannen die Ueberzeugung, daß diese Uebelstände weiterhin immer mehr zunehmen würden. Die Spanier nahmen einige Einwohner gefangen, welche ihnen versicherten, daß das Land, wenn man weiter vordringe, immer öder sei; daß die Eingebornen weder in Dörfern lebten oder in Häusern wohnten, noch den Boden bebauten, sondern ein wanderndes Volk seien, welches in Horden umherstreife, sich von wildwachsenden Früchten, Kräutern und Wurzeln nähre, auch gelegentlich von dem Ertrag der Jagd und des Fischfanges lebe und von Ort zu Ort wandere, je nachdem die Jahreszeit seinen Beschäftigungen günstig sei*).

Nach Verlauf von vierzehn Tagen waren die Streifcorps sämmtlich nach dem Lager zurückgekehrt

*) Diese Beschreibung stimmt mit dem Character und den Sitten der Pawnees, Comanches und anderer Volksstämme des fernen Westen überein.

und überbrachten alle fast die nämlichen Nachrichten. Ihre vereinigten Berichte setzten den Gouverneur in nicht geringe Verlegenheit. Seinen Marsch nach Neu-Spanien durch ein solches Land, wie das beschriebene, fortsetzen, hieß Gefahr laufen, sich mit seinen Truppen in wüsten und pfadlosen Einöden zu verlieren. Sich dessen erinnernd, was Alvar Nuñez von Indianerstämmen erzählt hatte, die er ohne festen Wohnsitz, gleich den wilden Arabern umherwandernd, sich von Wurzeln und Kräutern und dem Ertrag der Jagd nährend, angetroffen hatte, glaubte Moscoso nicht anders, als daß ähnliche wilde Horden das vor ihm liegende Land durchstreiften. Es war auch in der That wahrscheinlich, daß alle ihm zu Ohren gekommene Gerüchte über Christen, die von den Indianern gesehen sein sollten, sich auf Alvar Nuñez und dessen Gefährten bezogen, welche, nach ihrem mit Pamphilo de Narvaez erlittenen Schiffbruche, auf ihrem Wege nach Neu-Spanien als Gefangene von Stamm zu Stamm durch jene Länder gekommen waren. Sie hielten sich freilich in der Nähe der Seeküste, weit südwärts von der Marschroute Moscoso's, allein das Gerücht von solchen wunderbaren Fremdlingen konnte nach dem Innern gedrungen sein; denn unter Indianerstämmen wer-

den Gerüchte nach weiten Entfernungen getragen. Auch die von Moscoso in einer der Provinzen, durch die er gekommen war, bemerkten Kreuze konnten von den Eingebornen als Talismane aufgestellt worden sein, in Folge des Rufes von anscheinend übernatürlichen Kuren, welche Alvar Nuñez und seine Leute, die stets ein Kreuz in ihren Händen trugen und das Zeichen des Kreuzes über ihren Patienten machten, verrichtet hatten.

Die trügerischen Gerüchte von Christen im Westen, wodurch die Spanier zum Vordringen aufgemuntert worden, waren also jetzt dahingeschwunden. Die Spanier hatten nichts als wilde Einöden vor sich, unsicher gemacht durch ein Barbarenvolk, mit dem es, aus Mangel an Dolmetschern, unmöglich war, ein freundschaftliches Vernehmen zu unterhalten. Es war bereits im Anfange Octobers und wenn sie noch viel länger zögerten, so konnte ihnen durch den Regen und Schnee im Winter der Rückweg abgeschnitten werden und sie Gefahr laufen, vor Kälte und Hunger umzukommen. Moscoso war an Leib und Seele ermattet und sehnte sich nach einem Ort, wo sein Schlaf nicht durch fortwährendes Alarmschlagen unterbrochen werden möchte. Er versammelte daher einen Kriegsrath und machte seinen

Offizieren den Vorschlag, alles weitere Vordringen nach Westen aufzugeben, geradewegs nach dem Mississippi zurückzukehren, dort Schiffe zu erbauen und den Fluß hinab nach dem Ocean zu fahren.

Dieser Vorschlag fand keineswegs Anklang bei Einigen, welche ungeachtet aller ihrer Drangsale und getäuschten Erwartungen, noch immer eine sehnsuchtsvolle Hoffnung hegten, ein Land aufzufinden, welches reich genug sei, um ihnen für alle ihre Mühseligkeiten und Beschwerden Ersatz zu geben. Sie stellten vor, daß Alvar Nuñez Caboza de Vaca dem Kaiser berichtet habe, er sei in einer Gegend gewesen, wo Baumwolle wachse und wo er Gold, Silber und Edelsteine angetroffen habe; es sei demnach klar, daß sie bis zu den von Alvar Nuñez erwähnten Gegenden noch nicht gelangt seien, sie aber durch weiteres Vordringen erreichen würden. Ueberdies hätten sie jetzt baumwollene Mäntel und Türkiße in einer Provinz, Guasco genannt, vorgefunden und von den Eingebornen vernommen, daß sie aus einem, nach Westen zu liegenden Lande herstammten, was ohne Zweifel das von Alvar Nuñez erwähnte Land sei. Sie stimmten daher für das beharrliche Verfolgen ihres gefahrvollen Marsches nach Westen; ja, einige unter ihnen erklärten sogar, sie wollten lieber in der

Wildniß umkommen, als zerlumpt und in elendem Zustande von einer, mit so hohen und ruhmredigen Erwartungen und Zusagen unternommenen Expedition nach Europa zurückkehren.

Weisere Rathschläge gewannen jedoch die Oberhand und nach vieler Berathung wurde beschlossen, den Rückweg nach dem Mississippi anzutreten.

Bemerkung. — Moscoso's Zug westwärts vom Mississippi ist nach dem spanischen und dem portugiesischen Bericht geschildert worden; allein sie weichen unter einander in einigen Punkten so sehr ab und sind in anderer Art so schwankend, die Landstriche, um die es sich handelt, sind so ausgedehnt und waren bis vor ganz kurzer Zeit so unbekannt, daß es fast unmöglich ist, die Marschroute der Spanier auf irgend eine, an Genauigkeit grenzende Weise zu verfolgen und zu bezeichnen. Sie durchzogen offenbar die Jagdgebiete des fernen Westen, das Büffelgebiet, und betraten die oberen Prairien oder Savannen, welche an vielen Stellen nicht viel besser, als Wüsten oder öde Steppen sind. Der Decayofluß, der nur von dem portug. Erzähler erwähnt wird, ist von Cabeza de Vaca für den „Rio del Oro" gehalten worden. Der Portugiese läßt die Spanier von den Ufern dieses Flusses aus den Rückweg antreten; allein der spanische Geschichtschreiber versichert, daß sie große Gebirgsketten und Wälder im Westen sahen, die, wie sie erfuhren, unbewohnt waren. Man hat die Muthmaßung aufgestellt, daß dies die äußersten Grenzen der Felsengebirge (Rocky Mountains) gewesen seien. Da, dem portug. Bericht zufolge, die Spanier von den Ufern des Mississippi nach dem fernen Westen am 5. Juni aufbrachen und nicht eher, als

im Anfange Decembers zurückkehrten, so brachten sie auf diesen Marsch und Rückmarsch ein halbes Jahr zu, was ihnen, alle ihre Rasttage mitgerechnet, Zeit gegeben haben würde, auf eine große Strecke in das Innere vorzudringen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

1542. Die Spanier hatten jetzt einen langen und schrecklichen Marsch vor sich, der mit keiner, sie aufmunternden günstigen Aussicht gepaart war, und ein Land zu durchziehen, dessen wilde Einwohner durch ihr bereits geschehenes Eindringen feindlich gegen sie gesinnt und dessen Hülfsquellen durch ihre Fourageurs trocken gelegt worden waren. Sie suchten so viel wie möglich diesen Nachtheilen dadurch auszuweichen, daß sie eine südlichere Richtung einschlugen, um die öden und wüsten Landstriche, durch die sie unlängst gekommen waren, zu vermeiden, und, wie sie hofften, mit Lebensmitteln reichlicher versehene Gegenden anzutreffen.

Die Spanier drangen in forcirten Märschen vor und trafen jede Vorsichtsmaßregel, um die Eingebornen nicht zu reizen; die Letzteren waren jedoch stets auf den Beinen und neckten sie bei

Tage, wie bei Nacht zu jeder Stunde. Bisweilen versteckten sich die Indianer in Wäldern, welche die Spanier zu passiren hatten und da, wo das Land offener war, legten sie sich auf den mit hohem Grase und Unkraut bewachsenen Boden, und wenn nun die, keinen Feind gewahrenden Soldaten sorglos einherschlenderten, sprangen die verschlagenen Wilden plötzlich auf, schossen ihre Pfeile ab und begaben sich sofort auf die Flucht.

Diese Angriffe waren so häufig, daß kaum eine Schaar von der Vorhut zurückgeschlagen war, als bereits eine andere den Nachtrab anfiel und oft die Marschlinie an drei oder vier Stellen zugleich angegriffen wurde, wodurch das Heer einen großen Verlust, sowohl an Menschen wie an Pferden, erlitt. In der That wurde den Spaniern in dieser Provinz von Los Vaqueros, ohne daß sie mit dem Feinde handgemein geworden wären, mehr Schaden zugefügt, als in irgend einer andern, durch die sie gekommen waren. Dies war besonders auf dem letzten Tagemarsch der Fall, welcher außerordentlich beschwerlich war, indem er durch Wälder, über Ströme, durch Schluchten und andere gefährliche, für Hinterhalt und Ueberfall besonders geeignete Pässe führte. Hier waren sie den, mit dem Terrain genau bekannten Wilden

völlig preisgegeben, indem dieselben ihnen auf jedem Schritt auflauerten und Leute und Pferde, so wie die, das Heer begleitenden eingebornen Sclaven verwundeten.

Der letzte dieser Ueberfälle hatte beim Uebergang über einen, mit Bäumen und Dickicht überwachsenen Bach, kurz vor der Ankunft auf dem Lagerplatz, statt. Gerade als einer der Reiter, Namens Sanjurge, in der Mitte des Stromes war, wurde er von einem, aus dem Gebüsch am Ufer abgeschossenen Pfeil hinten getroffen, welcher seine Panzerschiene durchbohrte, durch die Muskeln seines rechten Schenkels, so wie durch das Sattelholz und Polster drang, und in das Pferd selbst hineinfuhr. Das verwundete Thier sprang aus dem Wasser, sprengte nach der Ebene, bäumte sich und schlug hinten aus, um sich von dem Pfeil und von seinem Reiter zu befreien.

Sanjurge's Kameraden eilten ihm zu Hülfe. Da sie ihn gewissermaßen auf den Sattel festgenagelt sahen und das Heer ganz in der Nähe Halt gemacht hatte, so führten sie ihn zu Pferde nach der ihm angewiesenen Lagerstätte. Nachdem sie ihn behutsam aus seinem Sitz gehoben hatten, durchschnitten sie den Pfeil zwischen dem Sattel und der Wunde, worauf sie den Sattel abnahmen

und das Pferd nur leicht verletzt fanden. Wie groß war jedoch ihr Erstaunen, als sie die Entdeckung machten, daß das Wurfgeschoß, welches durch so viele Gegenstände gedrungen war, nichts weiter, als ein einfaches, an dem einen Ende durch Feuer gehärtetes Rohr war! So groß war die Armstärke, mit der diese indianischen Bogenschützen ihre Pfeile abschossen.

Dieser Sanjurge hatte eine Art Marktschreierruf unter den Soldaten genossen, nämlich durch Heilen von Wunden mit Oel, Wolle und gewissen Worten, die er einen Zauberspruch genannt hatte. Da jedoch alles Oel und alle Wolle in der Schlacht bei Mauvila ein Raub der Flammen geworden waren, so hatte es mit Sanjurge's Wunderkuren ein Ende gehabt. Seine ganze chirurgische Geschicklichkeit hatte sich auf sein Arcanum und seinen Zauberspruch beschränkt und so fühlte er sich jetzt gedrungen, den Beistand des Wundarztes in Anspruch zu nehmen, um die Spitze eines in seinem Knie steckenden Pfeils herauszuziehen. Dies verursachte eine so große Pein, daß er den Operateur verspottete und einen Stümper nannte, und den Schwur that, er wolle lieber sterben, als unter seine Hände wieder gerathen. Der Wundarzt er-

klärte, er möge lieber sterben, als daß er weiter etwas mit ihm zu thun haben wolle.

Sanjurge war daher in seinem gegenwärtigen verwundeten Zustande in einer bösen Klemme, da er kein Arcanum in seinem Besitz hatte und der Wundarzt ihn zu behandeln sich weigerte. Endlich verfiel er auf ein Surrogat seines alten Mittels; er nahm nämlich Schweinefett, statt des Oels, und die Lappen eines indianischen Mantels, statt der Wolle, verband damit seine Wunde und sprach darüber seinen gerühmten Zauberspruch. Die Glaubenskraft und eine gute Körperconstitution thun in der Quacksalberei Wunder. Im Laufe von vier Tagen war Sanjurge so weit wieder hergestellt, daß er wieder aufsitzen konnte; er galoppirte unter den Soldaten auf und nieder und diese glaubten an die Wirksamkeit seines Arcanums und Zauberspruchs fester als je.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

1542. Die Spanier drangen nach dem Abzug aus der unglückseligen Provinz von Los Va-

queros zwanzig Tage lang in forcirten Märschen durch andere Landstriche, deren Namen sie nicht kannten, indem sie sich wenig Mühe gaben, Erkundigungen einzuziehen und ihr Hauptstreben jetzt war, den Missisippi zu erreichen.

Obwohl sie jede regelmäßige Schlacht mit den Eingebornen mieden, so wurden sie doch unaufhörlich von ihnen geneckt und beunruhigt. Wenn ein Soldat sich zufällig von seinen Gefährten eine Strecke entfernte, so wurde er sogleich durchbohrt. Auf diese Weise wurden nicht weniger als vierzig Spanier von lauernden Feinden erschossen. Bei Nachtzeit kamen die Indianer auf allen Vieren in das Lager, schlichen wie die Schlangen herbei, und erschossen Pferde und sogar unachtsame Schildwachen.

Eines Tages, als das Heer zum Aufbruch sich anschickte, erbat sich und erlangte Francisco, der genuesische Zimmermann, von dem Gouverneur die Erlaubniß für sich und mehrere Reiter, denen es an Dienern fehlte, sich am Lagerplatz in einen Hinterhalt zu legen; denn die Indianer pflegten sich auf dergleichen Plätzen, sobald die Spanier abgezogen waren, einzufinden, um die von diesen daselbst etwa zurückgelassenen Gegenstände aufzusammeln.

Demnach verbargen sich ein Dutzend Reiter und zwölf Fußsoldaten in einer dichten Baumgruppe, während einer ihrer Gefährten den höchsten Baum bestieg, um umherzuspähen und beim Herannahen von Indianern ein Zeichen zu geben. In vier Ausfällen fingen sie vierzehn Feinde, ohne auf Widerstand zu stoßen. Diese vertheilten sie unter sich und zwei derselben fielen dem Schiffszimmermann Francisco, als Anführer des Zuges, zu. Die Kriegerschaar wollte nunmehr wieder zum Heere aufbrechen, allein Francisco widersetzte sich dem, mit der Bemerkung, er bedürfe noch eines Indianers und werde nicht eher umkehren, als bis er den gefangen habe.

Alle Bemühungen seiner Kameraden, ihn von diesem Entschluß abzubringen, waren vergebens. Jeder erklärte sich bereit, den ihm als Antheil zugefallenen Indianer fahren zu lassen, allein der Anführer weigerte sich, die Gaben anzunehmen. Sie gaben daher seiner Hartnäckigkeit nach und blieben bei ihm im Hinterhalt.

Nach einer kleinen Weile gab die Schildwache auf dem Baum das Zeichen, daß ein Indianer herannahe. Einer der Reiter, der nämliche Juan Paez, der unlängst im Arm verwundet worden war, stürzte mit seinem gewöhnlichen Ungestüm

hervor und sprengte in vollem Lauf auf den Indianer zu. Dieser flüchtete sich, der Gewohnheit gemäß, unter einen Baum; Paez galoppirte dicht an ihm vorbei und stach mit seiner Lanze quer über seinen linken Arm nach dem Wilden. Er verfehlte sein Ziel, wogegen der Feind glücklicher war: denn als das Pferd vorübersprengte, schoß er einen Pfeil nach ihm ab und traf es grade hinter dem linken Steigbügelriemen. Das Pferd that noch einige Schritte vorwärts und fiel dann todt nieder. Francisco de Bolanos, ein Kamerad von Paez und mit ihm aus demselben Ort, folgte dicht hinter ihm, griff den Indianer auf die nämliche Weise an, verfehlte ihn aber ebenfalls mit seiner Lanze und sein Pferd erhielt eine ähnliche Wunde und stürzte neben seinem Vorgänger nieder.

Die beiden aus dem Sattel geworfenen Reiter griffen, nachdem sie wieder aufgestanden waren, den Feind mit ihren Lanzen zu Fuß an, während von der andern Seite ein Cavalier, Namens Juan de Vega, zu Pferde auf ihn losſprengte. Der Wilde der sich sonach von beiden Seiten angegriffen sah, sprang unter dem Baum hervor, um den Reiter zu empfangen, da er wußte, daß wenn er das Pferd tödtete, er vermöge der größeren Behendig-

keit seiner Füße seinen unberittenen Gegnern leicht würde entrinnen können.

In dieser Absicht schoß er, als das Thier in vollem Laufe herbeirannte, auf dessen Brust einen Pfeil ab, der das Herz durchbohrt haben würde, wäre nicht seine Brust mit einem dreifachen Schilde von zäher Ochsenhaut, womit es sein Reiter versehen hatte, bedeckt gewesen. Der Pfeil drang zwar durch die Brustplatte und eine Hand breit in das Fleisch; nichtsdestoweniger setzte das Pferd seinen Lauf fort und Juan de Vega durchbohrte den Wilden mit seiner Lanze.

Die Spanier bejammerten den Verlust der beiden Pferde, die jetzt um so mehr Werth gehabt hatten, als ihre Zahl so sehr vermindert worden war; allein ihr Verdruß steigerte sich um das Doppelte, als sie den Feind, der ihnen so theuer zu stehen gekommen war, näher in Augenschein nahmen. Statt wohlgestaltet und muskulös, wie die meisten Eingebornen, zu sein, war er klein, schmächtig und winzig, so daß seine äußere Gestalt die Energie seines Geistes nicht hätte verrathen können. Ihr Mißgeschick und die Halsstarrigkeit Francisco's, die davon die Ursache gewesen war, verwünschend, setzten sie sich mit ihren Gefährten in Bewegung, um sich dem Zuge wieder anzuschließen.

Dreißigstes Kapitel.

1542. Die Spanier setzten ihren beschwerlichen Marsch mit ähnlichen unglücklichen Abentheuern fort. Aus Besorgniß, zu weit südwärts zu kommen und den Mississippi unterhalb der Provinz Guachoya, wohin sie zu gelangen wünschten, zu erreichen, verfolgten sie eine nordöstliche Richtung, um die Marschroute wieder zu gewinnen, die sie auf ihrem Zuge nach Westen eingeschlagen hatten.

Dies führte sie durch die Provinz Naguatex zurück, wo sie die von ihnen eingeäscherten Dörfer schon wieder aufgebaut und die Häuser mit Mais wohl versorgt fanden. In dieser Provinz verfertigten die Einwohner Töpfergeschirr von ziemlich guter Beschaffenheit.

Auf dem Durchmarsch durch die Provinz Chaguete dachte Moscoso an Diego de Guzman, der seine Zuflucht zu den Eingebornen genommen hatte und schickte zwölf Reiter nach ihm aus; allein er hatte von ihrem Herannahen durch die indianischen

Spione Kunde erhalten und verbarg sich. Mittlerweile hatte das Heer mit Mangel an Lebensmitteln zu kämpfen, so daß der Gouverneur, welcher sah, daß Guzman geneigt war, unter seinen neuen Freunden zu bleiben, alle weitere Nachforschung nach ihm einstellte und seinen Marsch fortsetzte.

Der Winter trat jetzt mit großer Strenge ein und war mit starkem Regen, heftigen Stürmen und schneidender Kälte gepaart; nichtsdestoweniger setzten die Truppen, voll Begierde, das Ziel ihrer Reise zu erreichen, ihren Marsch unablässig fort und gelangten, von Regen triefend und mit Koth bedeckt, grade vor Anbruch der Nacht nach dem Lagerplatz. Sie hatten dann noch Nahrungsmittel aufzusuchen und waren in der Regel genöthigt, diese mit Waffengewalt und bisweilen auf Kosten vieler Leute zu erringen.

Die Flüsse schwollen durch den Regen an und selbst die Bäche waren nicht mehr zu durchwaten, so daß die Soldaten fast täglich genöthigt waren, Flöße zu bauen, um hinüber zu gelangen. Bei einigen Flüssen wurden sie durch den anhaltenden Widerstand ihrer Feinde und den Mangel an hinreichenden Materialien zum Bauen von Flößen, sieben bis acht Tage aufgehalten. Oft auch hatten sie Nachts keine Stätte zum Ruhen, da der Boden

mit Koth und Wasser bedeckt war. Die Reiterei brachte die Nacht auf ihren Pferden sitzend und das Fußvolk, bis an die Kniee im Wasser, stehend zu. Zur Bekleidung hatten sie weiter nichts, als Jacken von Gemsen- und anderen Fellen, womit sie umgürtet waren und die als Hemd, Wamms Rock dienten und fast stets durchnäßt waren. In der Regel gingen sie mit nackten Beinen und ohne Schuhe oder Sandalen einher.

Bei solchen furchtbaren Entbehrungen begannen sowohl Menschen wie Pferde zu erkranken und hinzusterben. Täglich fielen zwei, drei und einst sogar sieben Spanier als Opfer der Beschwerden und Drangsale dieses Marsches, und fast alle indianische Sclaven kamen um. Die Kranken und Sterbenden konnten nicht getragen werden, da viele Pferde kraftlos waren und diejenigen, die noch in gutem Stande sich befanden, erforderlich waren, um die unaufhörlichen Angriffe eines wachsamen Feindes zurückzuschlagen. Die Kranken schleppten sich daher fort, so lange sie es vermochten und starben oft unterwegs, während die sie Ueberlebenden bei ihrer Eile, vorwärts zu kommen, kaum verweilten, um sie zu beerdigen, vielmehr sie nur halb mit Erde bedeckten und bisweilen unbeerdigt zurückließen. Dennoch und trotz Krankheit und

Erschöpfung, unterließ das Heer nie, Schildwachen auszustellen und bei Nacht die Feldwachen zu beziehen, um Ueberfälle zu verhüten.

Endlich gelangten die Spanier in die fruchtbare Provinz Anilco, deren Kazike von ihnen und ihrem wilden Verbündeten, Guachoya, bei ihrer früheren Anwesenheit eine so harte Behandlung erfahren hatte. Sie hatten sich auf ihrem Marsche mit der Aussicht auf Erlösung in dieser, an Mais so reichen Provinz getröstet, und sich hier mit einem hinreichenden Vorrath für den zur Erbauung ihrer Schiffe erforderlichen Zeitraum versorgen zu können gehofft, allein zu ihrem bitteren Verdruß fanden sie die Provinz Anilco von Mais fast ganz entblößt und hatten noch dazu den Schmerz, zu erfahren, daß sie selbst die Ursache dieses Mangels waren. Die von ihnen, während ihrer Anwesenheit in Guachoya, gegen Anilco verübten Feindseligkeiten hatten die Einwohner von dem Bebauen ihrer Ländereien abgeschreckt; so war denn die Saatzeit unbenutzt vorübergegangen und das Jahr hatte keine Ernte geliefert.

Viele von den Spaniern, durch die überstandenen Mühseligkeiten und Drangsale erschöpft, vermochten diese neue Täuschung ihrer Hoffnungen nicht zu ertragen, sondern gaben der Verzweiflung

sich hin. Ohne einen Maisvorrath war es unmöglich, den Winter durchzubringen oder die täglichen und anhaltenden schweren Arbeiten beim Bau ihrer, zur Abfahrt bestimmten Schiffe auszustehen. Ihre Einbildungskraft vergrößerte die ihrer harrenden Schwierigkeiten und malte Alles in den düstersten Farben. Wie sollten sie zu einer Seereise sich eignende Schiffe ohne Pech und Theer, ohne Segel und Tauwerk zu Stande bringen? Wie sollten sie ohne Seekarte, ohne Lootsen das Meer befahren? wie ermitteln können, an welcher Stelle der große Fluß, auf dem sie sich einschiffen wollten, mit dem Ocean sich vermischte? Sie bejammerten es schmerzlich, aus dem fernen Westen zurückgekehrt zu sein, und ihr Vorhaben, Neu-Spanien zu Lande zu erreichen, aufgegeben zu haben. Was den Plan betraf, zur See zu entkommen, so schien es, als ob nichts Geringeres, als ein Wunder, sie in den Stand setzen konnte, denselben in Ausführung zu bringen.

Dies waren die kleinmüthigen Gedanken, denen sich viele hingaben, und in der That, es herrschte eine allgemeine Niedergeschlagenheit im Lager, als endlich einige Hoffnung wieder geweckt wurde durch die von Indianern aus Anilco herrührende Nachricht, daß in der Entfernung von zwei Tagereisen

an den Ufern des Mississippi zwei Städte nahe bei einander lägen, nämlich im Lande Aminoya, wo die Spanier wahrscheinlich Mais und andere Lebensmittel in Ueberfluß finden würden.

Auf diese erfreuliche Kunde schickte Moscoso sogleich Juan de Añasco mit einer starken Abtheilung Reiterei und Fußvolk ab, um jene Orte in Augenschein zu nehmen. Verschiedene von den Indianern aus Anilco, welche mit denen von Aminoya im Kriege lagen, begleiteten das Streifcorps, welches nach einem harten und anstrengenden Marsche von zwei Tagen nach den Städten gelangte, die dicht neben einander lagen in einem offenen Lande und umgeben von einer, durch den Mississippi mit Wasser gefüllten Bucht oder Graben, so daß auf diese Weise eine Insel sich gebildet hatte.

De Añasco drang ohne Widerstand in die Städte ein, da die Einwohner sie beim Herannahen der Truppen verlassen hatten. Zur großen Freude der Spanier waren die Häuser mit Mais und anderem Getreide reichlich versorgt, und außerdem wurden Vegetabilien, Nüsse, Calmus und getrocknete Früchte, als Trauben und Pflaumen, vorgefunden. In einem Hause wurde ein altes Weib angetroffen, das durch Gebrechlichkeit und Schwäche

am Entkommen verhindert worden war, und die Spanier fragte, weshalb sie hierher gekommen seien. Sie antworteten, um hier zu überwintern. Das alte Mütterchen schüttelte den Kopf, und meinte, dies sei kein Ort für Winterquartiere. Alle vierzehn Jahre, sprach sie, schwelle der Fluß zu einer solchen Höhe an, daß er das ganze umliegende Land überschwemme und die Einwohner in den oberen Theil ihrer Häuser sich zurückzuziehen nöthige. Jetzt, fügte sie hinzu, sei das vierzehnte Jahr gekommen und eine Ueberschwemmung zu erwarten. Die Spanier schlugen indeß ihre Warnung in den Wind und hielten die Aussage für ein Alt-Weiber-Mährchen, ohne zu bedenken, daß alte Einwohner in der Regel die Chroniken örtlicher Ereignisse sind.

Einunddreißigstes Kapitel.

1542. Nachdem sich De Añasco in einer der Städte festgesetzt hatte, gab er dem Gouverneur

von dem glücklichen Erfolge seiner Landung und dem Ueberfluß um ihn her Nachricht. Moscoso brach sogleich mit dem Ueberrest des Heeres auf, um zu ihm zu stoßen. Ungeachtet der Aussicht auf nahe bevorstehende Ruhe und gute Quartiere, war dies doch ein so mühseliger und beschwerlicher Marsch, wie ihn die Truppen nur je erlebt hatten. Entkräftet durch Krankheit und Hunger, hatten sie bei einem, mit schneidendem Nordwind gepaarten, durchweichenden Regenunwetter mehrere Sümpfe zu passiren.

Die Herzen der armen, vom Marsche ermüdeten Spanier hüpften vor Freude beim neuen Anblick des Mississippi, da sie ihn als die Heerstraße zum Entrinnen aus diesem Lande der Drangsale betrachteten. Sie zogen in die Stadt oder das Dorf Aminoya, als einen Hafen der Ruhe ein, und dankten Gott, daß sie endlich eine Stätte erreicht hatten, wo sie sich von ihren Beschwerden eine Weile ausruhen konnten. Und in der That, hätten sie nicht in dieser mehrfachen Bedrängniß eine zeitige Hülfe gefunden, so würden wahrscheinlich die meisten unter ihnen der außerordentlichen Strenge und den Entbehrungen des Winters erlegen sein. Viele erreichten diese Ruhestätte denn auch wirklich nur, um zu sterben. Die Aufregung

des Marsches hatte sie über ihre Kräfte angespornt und da nun keine Anstrengung weiter erforderlich war, versanken sie in eine Lethargie, und im Laufe von wenigen Tagen starben über funfzig.

Unter denen, welche auf diese Weise die Mühseligkeiten und Gefahren des Marsches überlebt hatten, um an diesem Zufluchtsort ein Raub des Todes zu werden, befand sich auch Andreas de Vasconcellos, ein portugiesischer Cavalier von edler Herkunft, der sich bei verschiedenen Gelegenheiten im Laufe dieser unglücklichen Expedition hervorgethan hatte.

Niemand wurde jedoch vom Heere mehr betrauert, als der brave Nuño Tobar, ein Cavalier, der nicht weniger tapfer und edel, als unglücklich war. Nachdem er das Mißgeschick gehabt hatte, gleich im Anfange der Unternehmung, durch die Befriedigung einer verbrecherischen Leidenschaft, De Soto's Mißfallen sich zuzuziehen, war ihm nie Verzeihung zu Theil geworden, obgleich er sein Unrecht gegen die Dame durch Heirath wieder gut gemacht und seinem Befehlshaber durch wiederholte Thaten ritterlichen Heldenmuths Genugthuung gegeben hatte. Im Gegentheil, er war von De Soto stets mit einer Härte und Verachtung behandelt worden, gegen die ihn seine großen Dienste

hätten schützen sollen; auch war er unter dem Nachfolger jenes Generals, Moscoso, in seinen militärischen Rang nicht wieder eingesetzt worden.

Da der Gouverneur die günstige Lage des Dorfes Aminoya und die Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend sah, entschloß er sich, hier seine Winterquartiere aufzuschlagen und seine Brigantinen zu erbauen*). Es war dies freilich etwa sechszehn Meilen oberhalb der Residenz Guachoya, wo zu überwintern seine Absicht gewesen, was aber ein unwesentlicher Punkt war, indem man den Hauptzweck erreicht hatte, nämlich einen sichern Platz am Mississippi zum Bau von Fahrzeugen, zu der beabsichtigten Einschiffung. Um seine Stellung noch bequemer und sicherer zu machen, zerstörte er eins der neben einander liegenden Dörfer und ließ alle Lebensmittel, Holz und andere Bedürfnisse nach dem andern bringen. Da dieses letztere von Pallisaden umgeben war, so schickte er sich an, die Vertheidigungswerke zu verstärken; allein der geschwächte Zustand seiner Leute war der Art, daß zwanzig Tage gebraucht wurden,

*) M'Culloch muthmaßt, daß das Dorf Aminoya in der Nähe der jetzigen Stadt Helena, etwa dreißig englische Meilen oberhalb des Arkansas, gelegen habe.

um die Arbeit zu vollenden. Da jedoch die Spanier jetzt gute Quartiere hatten, mit Lebensmitteln reichlich versehen waren und von den Eingebornen nicht beunruhigt wurden, so fingen sie bald an, von ihren Beschwerden und Krankheiten sich zu erholen und mit der Wiederkehr ihrer Kräfte lebten auch ihre Gemüther wieder auf.

Sie begaben sich jetzt ans Werk, um sieben Brigantinen für die Einschiffung ihrer sämmtlichen Streitkräfte zu erbauen. Sie wurden unter der Leitung des Genuesers Francisco erbaut, des Nämlichen, der bei verschiedenen Gelegenheiten, beim Bau von Brücken, Flößen und Böten so ersprießliche Dienste geleistet hatte, da er im Heere der Einzige war, der von dem Schiffbau einige Kenntnisse besaß. Vier bis fünf Zimmerleute aus Biscaya leisteten ihm Hülfe. Ein anderer Genuese und ein Catalonier, die, wie ihre Landsleute überhaupt, in nautischen Dingen geschickt waren, übernahmen das Kalfatern der Fahrzeuge.

Ein Portugiese, der bei den Mauren von Fez in der Sclaverei gewesen war, hatte den Gebrauch der Säge kennen gelernt und unterwies jetzt mehrere Soldaten in der Kunst, dieselbe zu handhaben. Er unterzog sich der Arbeit, das in den benachbarten Waldungen gefällte Bauholz in

brauchbare Planken zu zerschneiden, während ein Böttcher, der schon fast an der Pforte des Todes war, das Versprechen gab, Wasserfässer für die Schiffe zu verfertigen, sobald er im Stande sein würde, zu arbeiten.

Jedes Stückchen Eisen wurde jetzt gesammelt, um in Artikel verwandelt zu werden, die zum Bau der Schiffe erforderlich waren. So wurden den indianischen Gefangenen die Ketten abgenommen und sogar die eisernen Steigbügel der Reiter in hölzerne umgetauscht. Eine Schmiede wurde angelegt, um diesen Gegenständen die nöthigen Formen zu geben, und so begann das ganze Unternehmen bald einen aufmunternden Anblick darzubieten.

Auch von anderen Seiten her wurde Beistand geleistet. Guachoya, der alte Freund und Bundesgenosse der Spanier, kam, als er ihre Rückkehr vernahm, mit Geschenken an Lebensmitteln und erneuerte seinen früheren Verkehr. Auch der Kazike Anilco, durch die strenge Behandlung belehrt, die er sich durch frühere Feindseligkeiten zugezogen hatte, sandte jetzt seinen Generalcapitän mit einem zahlreichen Gefolge, warb um die Freundschaft des Gouverneurs und ließ sich wegen des Umstandes, daß er nicht persönlich erschienen sei, durch vor-

geschützte Krankheit entschuldigen. Der Generalcapitän wurde mit großer Feierlichkeit und Ehrerbietung empfangen; er war schlau und einsichtsvoll und entledigte sich seines Auftrages mit großer Gewandtheit in seinem Benehmen gegen die Spanier. Er mischte sich vertraulich unter sie, machte sich mit ihren Plänen und Wünschen bekannt und erstattete über Alles Bericht an seinen Kaziken, der sogleich jeden Beistand gewährte, der in seinen Kräften stand. Täglich oder alle zwei Tage wurden von Anilco Vorräthe an Fischen oder anderen Lebensmitteln, nebst verschiedenen Materialien für die Schiffe, als Tauwerk von verschiedener Dicke und aus Gras und faserigen Pflanzen gedreht, und Mäntel, die aus flachsähnlichen Fasern, welche die Indianer in Fäden verarbeiteten und mannigfaltig färbten, und die von einer, den Malven ähnlichen Pflanze herrührten, verfertigt waren.

Guachoya wetteiferte mit Anilco, die Spanier mit Bedürfnissen zu versorgen, stand ihm jedoch hinsichtlich der Stetigkeit nach. Beide Kaziken stellten unzählige ihrer Unterthanen, um im Lager Dienste zu leisten und die groben Arbeiten für die Schiffe zu verrichten.

Um den Schiffbau gegen Unterbrechungen durch Stürme und Ueberschwemmungen zu sichern,

errichteten die Spanier vier große Gebäude, in denen nun sowohl Offiziere wie Gemeine ohne Unterschied arbeiteten und entweder Planken sägten, oder Taue drehten, Ruderriemen verfertigten oder Eisen zurecht hämmerten. Der einzige Stolz bestand in dem Streben, zu zeigen, wer am meisten arbeiten könnte.

Das von Anilco gelieferte Tauwerk wurde zu der Takelage und den Ankertauen verwendet, und wo dieses nicht hinreichte, die Rinde von Maulbeerbäumen statt dessen benutzt. Die indianischen Mäntel wurden, sofern sie dauerhaft und in gutem Stande waren, zu Segeln verarbeitet, und die alten in Fetzen geschnitten, um damit die Schiffe zu kalfatern. Zu diesem letztern Zweck wurde auch eine, dem Hanf gleichende und Enequen genannte Pflanze benutzt, und statt mit Theer oder Pech, wurden die Fugen mit dem Harz und Gummi verschiedener Bäume und einer klebrigen Thonart überschmiert.

Den ganzen Winter hindurch war der Generalcapitän von Anilco ununterbrochen bei den Spaniern, indem er sich als der Repräsentant seines Kaziken mit allen ihren Angelegenheiten befaßte, für ihre Bedürfnisse sorgte und, dem Anschein nach, an ihren Entwürfen und Plänen ein eben so großes Inter-

esse nahm, als wären es seine eignen gewesen. Seine wichtigen Dienste und der herzlich gute Wille, womit sie geleistet wurden, machten ihn bei Offizieren und Soldaten so beliebt, daß er bei allen Gelegenheiten dieselben Ehrenerweisungen erhielt, als wäre er der Kazike selbst gewesen.

Dies Alles weckte bei Guachoya Eifersucht und Verdruß. Er hatte insgeheim frühere Feindseligkeiten zwischen den Spaniern und Anilco wieder anzufachen gesucht, aber seine Intriguen vereitelt gesehen. Sein Aerger brach endlich in Gegenwart des Gouverneurs und der Offiziere, bei Gelegenheit, wo dem Generalcapitän neue Ehrenbezeigungen eingeräumt wurden, los und er stellte diesen als einen einfachen Diener und Vasallen dar, von niedriger Herkunft und in ärmlichen Umständen, und machte den Spaniern Vorstellungen, daß sie einem Mann von so niedrigem Stande mehr Ehrfurcht erwiesen, als einem mächtigen Häuptling.

Anilco's General hörte mit Ruhe und unveränderten Gesichtszügen dies Alles mit an, bis Guachoya geendigt hatte, worauf er, Moscoso's Erlaubniß erbittend, mit edler Wärme antwortete und seine ehrenvolle Abkunft von den nämlichen Vorfahren, wie die seines Kaziken, und seine hohe Stellung, als nur seinem Kaziken nachstehend und

als Befehlshaber der Streitkräfte desselben, nachwies. Er erinnerte Guachoya an Siege, die er über seinen Vater, ihn selbst und seine Brüder, die er sämmtlich zu verschiedenen Zeiten in seiner Gewalt gehabt und großmüthig behandelt, errungen habe, und schloß damit, daß er, zu einer auf Leben und Tod gestellten Probe des Heldenmuths, Guachoya herausforderte, einen Kahn zu besteigen, während er in einen andern sich begeben wollte, worauf Jeder in seinem Boot auf den Mississippi hinaus fahren solle. Der Wohnsitz Guachoya's lag mehrere Meilen stromabwärts und der von Anilco's General ebenso weit den Nebenstrom, der in den Mississippi sich ergoß, aufwärts. Der Herausfordernde schlug vor, daß Derjenige, welcher den tödtlichen Kampf der Fahrt überleben und seinen Kahn bis nach seiner Heimath führen würde, für den Sieger erklärt werden sollte.

Der Generalcapitän von Anilco endigte seine, Zorn und Entrüstung verrathende Rede; allein Guachoya nahm die Herausforderung weder an, noch antwortete er eine Sylbe, sondern stand verwirrt und mit niedergeschlagenen Blicken da. Von dieser Zeit an wurde Anilco's General bei dem spanischen Heere in höherer Achtung als je gehalten.

Zweiunddreizigstes Kapitel.

1543. Während die Spanier mit dem Bau ihrer Brigantinen eifrig beschäftigt waren, sannen die Eingebornen der benachbarten Provinzen auf ihr Verderben. Am jenseitigen Ufer des Mississippi, wenige Meilen unterhalb Aminoya, erstreckte sich die große, fruchtbare und volkreiche Provinz Quigualtanqui — die nämliche, in die der verstorbene Hernando de Soto während seines Weilens in Guachoya ein Streifcorps auf Kundschaft ausgeschickt hatte, und bei welcher Gelegenheit, wie der Leser sich erinnern wird, mehrere höhnende Botschaften von dem Kaziken an den Gouverneur gesandt wurden. Der Kazike von Quigualtanqui war jung und kriegerisch, durchgehends beliebt in seinen weitläuftigen Staaten und von seinen Nachbaren wegen seiner großen Macht gefürchtet.

Seine ehemalige Feindschaft gegen die Spanier bewahrend, vernahm er mit Schrecken, daß sie auf's Neue in seiner Nachbarschaft sich befanden und große Barken erbauten, wodurch sie in den

Stand gesetzt werden konnten, den Fluß zu beherrschen, oder das Land zu verlassen, um mit größerer Streitmacht zurückzukehren und es zu erobern. Er sandte daher Abgeordnete an die benachbarten Kaziken auf beiden Seiten des Flusses, und es kam ein Bündniß zu Stande, nach welchem auf einen gewissen Zeitpunkt ihre Streitkräfte zu einem allgemeinen Angriff auf die Spanier combinirt werden sollten.

Der Kazike von Anilco wurde ebenfalls eingeladen, dem Bündniß beizutreten; allein er blieb seinen christlichen Verbündeten treu und setzte den Gouverneur von der Verschwörung insgeheim in Kenntniß. Moscoso ließ sogleich die Wachtposten um das Lager verstärken, Tag und Nacht Patrouillen umhergehen und insbesondere die Waffen- und Munitions-Niederlagen scharf bewachen. Stündlich, sowohl bei Tage, wie bei Nacht, erschienen Abgeordnete des Kaziken von Quigualtanqui und seiner Bundesgenossen mit Freundschaftsanträgen und verschiedenartigen Geschenken. Der Gouverneur erkannte aus ihrem Umherstreifen um das Lager und ihrem Achtgeben auf Alles, daß es weiter nichts, als Spione seien, weshalb er den Befehl ertheilte, daß kein Indianer bei Nachtzeit in das

Dorf eingelassen werden sollte. Dieser Befehl blieb jedoch unbeachtet.

In einer Nacht hatte Gonzalo Silvestre mit einem Kameraden die Wache an einem der Thore. Er war gerade von einer schweren Krankheit genesen und noch schwach. Um die Mitternachtswache sah er bei hellem Mondlicht zwei Indianer mit Bogen und Pfeilen in den Händen und hohen Federbüschen auf den Köpfen sich nähern. Sie gingen auf das Thor zu, über einen umgefallenen Baum, der als Brücke über den Graben diente. Silvestre, dem der Befehl des Gouverneurs bekannt war und der um die im Hinterhalt lauernde Verrätherei, womit sie umringt waren, wußte, fühlte beim Anblick dieser ungebetenen Gäste sein Blut kochen. „Hier sind zwei Wilde," sprach er zu seinem Kameraden, „wie dürfen sie es wagen, trotz dem Verbot des Gouverneurs, bei Nachtzeit zu kommen? Bei der heiligen Messe! der Erste, der durch dieses Thor dringt, soll die Schärfe meines Schwertes fühlen!"

Sein Kamerad bat, die Indianer ihm zu überlassen, da er kräftig und gesund, und Silvestre noch schwach sei. „Keineswegs," entgegegnete der Andere, „ich bin stark genug, um diesen unverschämten Wilden eine Lehre zu geben."

Die Indianer kamen näher und gingen, da sie das Thor offen fanden, ohne Weiteres hinein. In einem Nu gab Silvestre dem Vordersten einen Schwerthieb ins Gesicht und streckte ihn zu Boden. Der Wilde kam jedoch wieder zu sich selbst, erfaßte seinen Bogen und Pfeile, stürzte sich in den Graben und schwamm hinüber. Sein Gefährte sprang über den umgefallenen Baum und darauf in seinen Kahn, worauf er eiligst über den Mississippi sich davon machte.

Bei Sonnen-Aufgang fanden sich vier eingeborne Krieger im Lager ein, beschwerten sich im Namen aller benachbarten Kaziken über diese Verletzung des zwischen ihnen bestehenden Friedens und verlangten, daß, da der verwundete Indianer ein Krieger von Rang sei, der Soldat, der ihn verwundet, am Leben bestraft werden solle. Eine ähnliche Botschaft wurde um Mittag erneuert, und Abends eine dritte gesandt mit der Nachricht, daß der Krieger an seiner Wunde gestorben sei.

Luis de Moscoso gab den Gesandten ausweichende und stolze Antworten, welche die Häuptlinge des Bundes in hohem Grade erbitterten. Sie verbargen jedoch ihre Wuth und trösteten sich mit dem Gedanken, daß der Tag der Rache vor der Thür sei. Mittlerweile sammelte jeder Kazike

seine Krieger und rüstete sich zu einem entscheidenden Schlage. Ihr Plan war, die Spanier plötzlich zu überfallen und sammt und sonders niederzumetzeln. Auf den Fall des Mißlingens beabsichtigten sie, die Rumpfe der Schiffe in Brand zu stecken und auf diese Weise die Abfahrt zu verhindern. Sie glaubten dann ihre Feinde nach und nach vertilgen zu können; denn sie wußten, daß deren Zahl zusammengeschmolzen war und daß nur noch wenige Pferde, die Hauptgegenstände ihres Schreckens, am Leben geblieben waren. Vor allen Dingen aber war ihnen der Tod des tapfern Hernando de Soto bekannt.

Die Spanier wußten, daß der verhängnißvolle Tag nahe war; denn einige der in das Lager gekommenen Spione hatten die Gefangenen mit Versicherungen baldiger Erlösung und Rache getröstet — welches Alles die eingebornen Weiber ihren Herren entdeckt hatten. Außerdem konnten die Spanier, da die Nächte ruhig und heiter waren, das dumpfe Getöse der Versammlungen der Indianer auf beiden Flußufern vernehmen und die in verschiedenen Richtungen leuchtenden Lagerfeuer sehen.

Während dieser Kriegssturm auf dem Punkt war, gegen die Spanier loszubrechen, entstand ein plötzliches Anschwellen der Gewässer. Die Pro-

phezeiung des alten indianischen Weibes ging in Erfüllung. Obgleich seit mehreren Wochen kein Regen gefallen war, so trat dennoch im Märzmonat der Mississippi aus seinen Ufern und setzte auf mehrere Meilen das Land unter Wasser. Die grünen Felder und Wälder wurden in einen großen See umgewandelt, aus dem die Zweige und Gipfel der Bäume hervorragten, während zwischen ihnen in allen Richtungen Kähne umherfuhren. Der Ort, wo das spanische Heer seine Quartiere hatte, lag auf einer Anhöhe; nichtsdestoweniger drang das Wasser in die unteren Stockwerke der Häuser ein und zwang die Truppen, auf den Böden oder in Schuppen, die auf starken Pfählen errichtet waren, ihre Zuflucht zu nehmen. Sie mußten ihre Pferde auf die nämliche Weise unterbringen, und eine Zeitlang war es unmöglich, auszugehen, ausgenommen in Kähnen oder zu Pferde, wo dann das Wasser bis zu den Steigbügeln reichte. Wegen dieser Ueberschwemmungen, sagt der spanische Geschichtschreiber, legten die Indianer ihre Dörfer auf hohen Anhöhen oder künstlichen Wällen an. Die Häuser der Häuptlinge waren oft auf Pfählen errichtet und mit oberen Stockwerken versehen, um darin vor den Gewässern Schutz zu suchen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

1543. Das Anschwellen des Mississippi und die Ueberschwemmung des benachbarten Landes zerstreute die Horden der Wilden und zwang sie, in ihren Dörfern Zuflucht zu nehmen. Die Kaziken gaben jedoch ihr Vorhaben nicht auf, bewahrten aber den Schein der Freundschaft, indem sie wiederholte Botschaften und Geschenke sandten. Moscoso ließ nunmehr um das Dorf her streng Wache halten und insbesondere über die Brigantinen, denen sich die Indianer in ihren Kähnen nicht nähern durften, aus Besorgniß vor irgend einem verrätherischen Anschlag.

Der angeschwollene Fluß senkte sich ebenso allmählig, wie er gestiegen war, und es währte zwei Monate, ehe er in sein natürliches Bett zurückgetreten war. Sobald die Landesoberfläche hinreichend trocken war, zogen die Kaziken zu dem beabsichtigten Angriff ihre Streitkräfte wieder zusammen.

Anilco's General setzte den Gouverneur von ihren Bewegungen in Kenntniß und machte das Anerbieten, eine starke Streitmacht Indianer zu seiner Unterstützung herbeizuführen; allein Moscoso wies dasselbe zurück, damit nicht die Dienste jenes edelmüthigen Häuptlings ihn mit seinen Nachbarn, nach dem Abzug der Spanier, in Streitigkeiten verwickeln möchten.

Begierig, genauere Kunde von den Planen der Verschwörer zu erhalten, ließ Moscoso einen Eingebornen, der das Dorf umschlich, und den er für einen Spion hielt, auf die Folter spannen. Dies ist stets ein sicheres Mittel, um unumwundene Aussagen, ob nun wahre oder falsche, zu erpressen. Der Wilde, unter der Tortur, erklärte, daß zwanzig Kaziken der Nachbarschaft im Begriff ständen, das Lager mit einem großen Heer zu überfallen; daß sie, um den Gouverneur sorglos zu machen und ihren Verrath zu verdecken, drei Tage vor dem Angriff ein Geschenk an Fischen und ein zweites an dem festgesetzten Tage selbst senden würden; daß die, die Fische überbringenden Indianer mit ihren, im Lager dienenden Landsleuten sich vereinigen und dann alle zur Hand liegende Waffen in Beschlag nehmen und die Häuser in Brand stecken sollten, worauf denn beim Anblick

der Flammen die Kaziken mit ihren Truppen aus ihren Hinterhalten hervorbrechen und mitten in der größten Verwirrung die Spanier von allen Seiten überfallen würden.

Nachdem der Gouverneur diese Kunde vernommen, ließ er den Indianer in Ketten legen. Am genannten Tage kamen dreißig Eingeborne mit Geschenken an Fischen und freundlichen Botschaften in das Dorf. Der Gouverneur ließ sie sofort ergreifen, jeden besonders nehmen und über die Verschwörung verhören. Sie versuchten keinen Widerstand, sondern legten ein offenes Bekenntniß von dem Anschlage ab. Moscoso befahl mit seiner gewöhnlichen Strenge, daß ihnen die rechte Hand abgehauen und sie, auf diese Weise verstümmelt, zu ihren Kaziken zurückgesandt werden sollten, um ihnen als Zeichen der Entdeckung ihrer Verrätherei zu dienen. Die stoischen Wilden erlitten diese schreckliche Strafe ohne Zittern; kaum war dem einen die Hand abgehauen, als schon ein anderer seinen Arm auf den Block legte. Ihre Gelassenheit und Festigkeit zwangen selbst ihren Feinden Mitleiden und Bewunderung ab.

Diese blutige Züchtigung der Abgeordneten machte dem Bündniß der Kaziken ein Ende; diese gaben ihren Anschlag zum Angriff des Lagers auf

und kehrten jeder in seine Provinz zurück, jedoch im Herzen zu fernerweitigen Feindseligkeiten geneigt.

Guachoya war mehr als einmal von den Spaniern in den Verdacht gezogen worden, an jenem Komplott insgeheim Theil genommen zu haben; auch hatte der indianische Spion auf der Folter auf ihn bekannt. Es scheint jedoch darüber kein Beweis vorhanden gewesen zu sein, wie denn überhaupt alle jene Aussagen von Anschlägen und Verschwörungen mit großem Mißtrauen aufzunehmen sind, sofern sie von Indianern, unter gegenseitigen Beschuldigungen, herrühren. Die Spanier wurden sonder Zweifel von ihren Verbündeten oft irre geleitet, welche durch ihren Beistand die Macht ihrer Nebenbuhler zu lähmen suchten; und sie selbst zogen sich dann durch ihre harten Maßregeln, um angeblichen Verrath zu bestrafen oder zu verhindern, viele unnöthige Feindseligkeiten zu.

Moscoso und seine Offiziere, ihre gefahrvolle Lage erkennend, indem sie unter jenen Umständen von offenen und geheimen Feinden umgeben waren, ließen es sich eifrigst angelegen sein, ihre Rüstungen zu vollenden und sich mit Vorräthen für die Seereise zu versehen. Guachoya, der den unlängst auf ihn geworfenen Verdacht kannte, verdoppelte seinen Eifer, um Mais, Fische und andere Lebens-

mittel herbeizuschaffen, und Anilco fuhr mit seinen freundschaftlichen Diensten bis zum letzten Augenblicke fort. Die Spanier hatten auf allen ihren Zügen eine Anzahl von den Schweinen, die sie mitgebracht hatten, sich erhalten, um in ihrer projectirten Colonie zur Zucht zu dienen. Die Thiere hatten sich in der That während des Marsches vermehrt und andere, die sich verlaufen hatten oder an die Indianer verschenkt worden waren, hatten sich gleichfalls vervielfältigt. Die Spanier schlachteten jetzt die übriggebliebenen, anderthalb Dutzend ausgenommen, welche am Leben gelassen wurden, auf den Fall, daß noch eine Colonie in der Nähe der Seeküste angelegt werden möchte, und einige wenige, mit denen Anilco und Guachoya beschenkt wurden. Die geschlachteten Schweine wurden in Stücke geschnitten und als Speck zum Schiffsproviant bestimmt. Ferner wurde beschlossen, von funfzig noch vorhandenen Pferden zwanzig der minder tauglichen zu schlachten, um Fleischvorräthe zu erlangen. Dies war eine peinliche Alternative, wegen der langen Kameradschaft in der Gefahr und der treuen Dienste, welche sie geleistet hatten. Die armen Thiere wurden bei Nachtzeit an Pfähle gebunden, ihnen eine Ader geöffnet und man ließ sie auf diese Weise sich zu Tode bluten. Ihr Fleisch wurde

dann abgebrüht, in der Sonne gedörrt und zum Schiffsproviant verpackt. Um die übrigen mit fortzubringen, wurden je zwei und zwei Kähne zusammengebunden, die Thiere mit den Vorderbeinen in die einen und mit den Hinterbeinen in die andern gestellt und durch Seitengeländer, die mit Häuten überkleidet waren, gegen die feindlichen Pfeile geschützt.

Als die Brigantinen segelfertig waren, war der Fluß so ungewöhnlich hoch angeschwollen, daß das Wasser bis zu den Pfählen, auf denen sie ruheten, reichte, so daß sie mit großer Leichtigkeit vom Stapel gelassen werden konnten. Dies war ein glücklicher Umstand, da sie, vermöge ihrer Zusammensetzung aus sehr dünnen, mit kurzen Nägeln befestigten Planken, aus den Fugen hätten treten können. Diese Schiffe waren nichts weiter als große Barken, welche offen waren, vorn und hinten ausgenommen, wo sie geschlossene Verdecke, zum Aufbewahren des Schiffsproviants, hatten. An den Seiten befanden sich Geländer, mit Häuten überzogen, und quer über waren Planken gelegt, um die Stelle des Verdecks zu vertreten. Jedes Fahrzeug hatte sieben Ruderriemen auf jeder Seite, und alle Spanier ohne Unterschied, nur die Hauptleute ausgenommen, mußten die Reihe herum rudern.

Jede Brigantine hatte zwei Befehlshaber, damit im Fall der Noth, wenn der eine landete, der andere am Bord blieb.

Da das kleine Geschwader nunmehr flott und Alles zur Einschiffung in Bereitschaft gesetzt war, traf Moscoso seine letzten Anordnungen auf dem Lande. Zwei Tage vor seiner Abfahrt nahm er einen herzlichen Abschied von Guachoya und dem Generalcapitán von Anilco, und entließ sie Beide in ihre Heimath, nachdem er sich von ihnen das Versprechen hatte geben lassen, daß sie nach seinem Abzuge in Freundschaft mit einander leben wollten. Am folgenden Tage entließ er auch den größten Theil derjenigen Indianer-männlichen und weiblichen Geschlechts, welche im Dienste seines Lagers gewesen waren, und behielt nur die eingebornen Männer und Weiber, welche entlegenen Stämmen angehörten und dem Heere auf allen seinen Zügen gefolgt waren. Allein nicht über dreißig waren mehr am Leben von einer bedeutenden Menge, die auf den weiten Märschen nach und nach eingefangen und zur Dienstbarkeit gezwungen worden war. Die Uebrigen waren allmählig umgekommen bei ihren verschiedenen Anstrengungen und Beschwerden. Jene, die am Leben geblieben waren, hatten größtentheils Anhänglichkeit für die Spanier gewonnen

und fürchteten sich überdies vor dem Zurückbleiben unter den fremden Volksstämmen, welche sie zu Sclaven machen und mißhandeln konnten *).

Vierunddreißigstes Kapitel.

1543. Am 2. Juli schifften sich die Spanier am Bord ihrer sieben Brigantinen ein, von denen die größte den Namen Capitana führte und von Luis de Moscoso, als Admiral dieser kleinen Flotte, befehligt wurde. Von jener zahlreichen und glänzenden Schaar, die zu dieser heldenmüthigen, aber unglücklichen Unternehmung zur Eroberung Florida's ausgezogen war, waren nicht ganz Dreihundertundfunfzig mehr am Leben und diese be-

*) Der portug. Geschichtschreiber läßt die Zahl der sich mit einschiffenden Indianer auf etwa hundert sich belaufen. Allein die von dem Inca angegebene Zahl hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, da in beiden Berichten zuvor erzählt worden ist, daß der größte Theil der Indianer, die dem Heere auf dessen letzten Marsche gefolgt waren, vor der Ankunft in Aminoya umgekommen sei.

fanden sich noch dazu in einem höchst kläglichen Zustande; ihre einst schimmernden Rüstungen waren in Trümmer geschlagen, zerbrochen und verrostet, und ihre reiche Kleidung in Fetzen gerathen oder mit Häuten wilder Thiere vertauscht.

Die Sonne war im Untergehen begriffen, als sie abfuhren und der düstere Abend schien ein Sinnbild ihres sich verfinsternden Glücksterns zu sein. Sie ließen nun die Früchte aller ihrer Mühseligkeiten und Anstrengungen, den erwarteten Lohn ihrer kühnen Thaten, das Land ihrer goldenen Träume, im Stich. Sie hatten sich auf einen unermeßlichen und unbekannten Fluß hinausgewagt, ohne zu wissen, wohin er sie führte und waren im Begriff, auf gebrechlichen und plump gebauten Barken, ohne Karten oder Kompaß, weite Strecken des Oceans, dem sie fremd waren und der von wilden Küsten begrenzt war, zu durchschiffen, in der Hoffnung, irgend ein, von Christen bewohntes Gestade zu erreichen, um dort als Bettler ans Land zu steigen!

Mit Hülfe der Segel und Ruderriemen verfolgten sie die ganze Nacht hindurch ihre Fahrt und kamen am folgenden Morgen an Guachoya's Wohnsitz vorbei. Hier fanden sie viele Einwohner vor, in Kähnen harrend, um sie zu empfangen,

und gewahrten eine ländliche Laube von Zweigen, die zu ihrer Aufnahme in Bereitschaft gesetzt worden war. Der Gouverneur landete indeß nicht und entschuldigte sich dieserhalb, worauf die Indianer ihn in ihren Kähnen begleiteten, bis zu einer Stelle, wo der Fluß sich in zwei Arme theilte. Sie machten ihn nunmehr warnend aufmerksam, daß er sich in der Nähe des Wohnsitzes von Quigualtanqui befinde, und erboten sich, ihn zu begleiten und diesen Kaziken zu bekriegen; allein Moscoso, der nichts weniger als ein feindseliges Zusammentreffen mit den Eingebornen wünschte, wies ihr Anerbieten zurück und entließ sie.

Die kleine Flotte setzte auf dem Hauptarm des Flusses, wo eine reißende Strömung war, ihre Fahrt fort und legte Nachmittags am linken Ufer an, wo die Spanier den übrigen Theil des Tages in einem geräumigen Gehölz zubrachten. Mit Anbruch der Nacht schifften sie sich wieder ein und verfolgten ihren Lauf. Am folgenden Morgen landeten sie in der Nähe eines Dorfes, welches von den Eingebornen verlassen worden war, und nahmen ein Weib gefangen, welches aussagte, daß der Kazike von Quigualtanqui alle seine Streitkräfte weiter stromabwärts zusammengezogen habe und dort ihrer harre, um sie anzugreifen.

Diese Nachricht ließ sie auf ihrer Hut sein, machte sie aber auch geneigt, Feindseligkeiten zu argwöhnen, wo vielleicht keine beabsichtigt wurden. Sie waren noch nicht den Fluß viel weiter hinabgekommen, als sie während des Fouragirens am Lande und des Einholens von Lebensmitteln, auf dem entgegengesetzten Ufer eine Anzahl Kähne lauern und, ihrer Meinung nach, mit Feindseligkeiten drohen sahen. Die Armbrustschützen sprangen sogleich in die am Hintertheil der Brigantinen angebundenen Kähne, ruderten hinüber und zerstreuten alsbald die Wilden.

Die Armbrustschützen waren jedoch kaum nach ihren Brigantinen zurückgekehrt und die letztern unter Segel gegangen, als sich die leichten Barken ihrer Feinde auf's Neue blicken ließen. Sich vor dem Geschwader haltend und in der Nähe eines, auf einem hohen Ufer liegenden Dorfes sich zusammenziehend, schienen sie eine Schlacht eröffnen zu wollen. Die Kähne wurden wieder bemannt, die Indianer abermals zerstreut und ihr Dorf von den landenden Spaniern in Brand gesteckt, worauf die Letzteren für die Nacht in einer offenen Ebene ihr Lager aufschlugen.

Welche Gesinnungen und Absichten die Indianer bisher gehegt haben mochten, so hatten sie

jetzt einen triftigen Grund zu Feindseligkeiten und unterließen denn auch nicht, diese bis auf's Aeußerste zu treiben. Am folgenden Morgen kam eine mächtige Flotte von Kähnen, dem Anscheine nach die combinirte Streitmacht der feindlichen Kaziken, zum Vorschein. Einige Kähne waren von bedeutender Größe, mit vierzehn bis fünfundzwanzig Ruderern auf jeder Seite besetzt und mit dreißig bis siebzig Kriegern bemannt. Sie schossen über das Wasser hin mit der Schnelligkeit von Wettrennern.

Einige der vornehmsten Krieger waren prächtig bemalt, ebenso ihre Kähne, sowohl inwendig wie auswendig. Die Ruderriemen und Ruderer, und selbst die Krieger waren von den Füßen bis zum Hinterkopf-Büschel bei Einzelnen einfarbig bemalt. Einige waren blau, andere gelb oder weiß, grün, violet oder schwarz, je nach dem Einfall oder dem Geschmack der Häuptlinge.

An diesem und zum Theil auch am nächsten Tage folgten sie den Spaniern, ohne sie anzugreifen, wobei sie nach dem Takt wilder Gesänge von verschiedenen Cadenzen, kurz oder lang, langsam oder schnell ruderten, je nach der Schnelligkeit, mit der sie sich zu bewegen wünschten, und jeder Gesang schloß mit einem betäubenden Geheul und dem Erschallen des Namens Quigualtanqui. Diese

Kriegsgesänge bezogen sich auf die ritterlichen Thaten ihrer Vorfahren und die kühnen Unternehmungen ihres Häuptlings, und indem sie die Erinnerung daran bei sich weckten, fachten sie zugleich ihre Kampfbegierde an. Ihrer eigenen Tapferkeit stolz sich rühmend und zu gleicher Zeit den Spaniern höhnend Feigheit, indem sie vor ihren Waffen flüchteten, vorwerfend, drohten sie ihnen, sie über den Haufen zu werfen und zu einer Nahrung für Fische zu machen.

Am zweiten Tage Mittags entstand bei der Kahnflotte eine Bewegung. In drei verschiedene Geschwader sich theilend und ein Vordertreffen, ein Mitteltreffen und ein Hintertreffen bildend, näherten sich die Kähne dem rechten Flußufer. Die des Vordertreffens schossen vor, fuhren längs der rechten Seite der Brigantinen und quer über den Fluß und schossen einen Hagel von Pfeilen ab, durch welche viele Spanier, trotz ihren Schilden und Bollwerken, verwundet wurden. Hierauf schwenkten sie rund, fuhren quer vor den Brigantinen wieder über den Fluß und stellten sich am rechten Ufer auf. Das zweite Geschwader, das Mitteltreffen der Flotte bildend, führte dasselbe Manöver aus, kehrte, nachdem es seine Pfeile abgeschossen hatte, zurück und legte sich vor das

Vordertreffen. Das Hintertreffen that das Nämliche und nahm dann seine Stellung vor den beiden andern ein.

Beim Weitersegeln der Caravellen erneuerten die Indianer ihren Angriff, stets nach dem rechten Flußufer zurückkehrend. Auf diese Weise kämpften die Wilden mit den Spaniern den ganzen Tag hindurch, ließen ihnen nie einen Augenblick Rast und störten in der Nacht ihre Ruhe durch unaufhörliches Lärmschlagen.

Die Spanier hatten beim ersten Angriff die Kähne, in denen die Pferde sich befanden, bemannt, um diese zu beschützen, da sie erwartet hatten, mit den Wilden handgemein zu werden. Als sie indeß die Absicht des Feindes erkannten, sich in der Entfernung zu halten und sie mit ihren Pfeilen zu beunruhigen, und sich diesen furchtbaren Geschossen selbst ausgesetzt sahen, kehrten sie zu den Brigantinen zurück und ließen die Pferde ohne einen andern Schutz, als die Thierhäute, welche sie über sie geworfen hatten.

In diesen Gefechten nahmen die Spanier nur zu ihren Armbrüsten ihre Zuflucht, da die Hakenbüchsen, seit dem Verlust ihres Schießpulvers in dem Brande von Mauvila, gar nicht mehr hatten benutzt werden können und mit anderen

Gegenständen zu dem Eisenwerk für die Brigantinen verarbeitet worden waren. Sie beschränkten sich übrigens auf die Defensive und suchten nichts weiter, als den Feind in der Entfernung zu halten, während die Ruderer die Fahrzeuge vorwärts bewegten. Sie schützten sich so gut sie konnten, durch Büffelhäute und Schilde, die aus doppelten Matten verfertigt waren, und durch welche ein Pfeil nicht dringen konnte.

Dieser abmattende Kampf währte mehrere Tage und Nächte, bis die meisten Spanier verwundet und alle durch die Anstrengungen, das Wachen und die Schwere ihrer Rüstungen erschöpft waren. Von den Pferden waren nur noch acht am Leben. Die Wilden stellten endlich ihre Angriffe ein und lauerten in einiger Entfernung.

Moscoso, der sich vorstellte, daß sie alle weitere Feindseligkeiten aufgegeben hätten, und die Vermuthung hegte, daß das Meer nicht mehr weit entfernt sei, wünschte einen frischen Vorrath von Lebensmitteln sich zu verschaffen. Ein kleines Dorf am Ufer des Flusses erblickend, schickte er Gonzalo Silvestre mit etwa hundert Mann und den acht Pferden ans Land, um nach Lebensmitteln sich umzusehen. Die Einwohner entflohen mit lautem Geheul bei der Annäherung solcher fremdartiger

Leute und Thiere. Silvestre fand einen Ueberfluß an Mais und getrockneten Früchten, nebst verschiedenartigen Fellen, unter andern ein Marderfell, welches mit Perlenschnüren ausgeschmückt war und als Banner benutzt worden zu sein schien. Während er und seine Leute von Allem, was ihnen vorkam, Besitz nahmen, hörten sie die Trompete zum Rückzug blasen. Nach dem Flußufer eilend, gewahrten sie eine Flotte von Kähnen, welche mit aller Schnelligkeit herbeiruderten, während eine Schaar herbeirannte, um ihnen zu Lande den Rückzug abzuschneiden. In ihre Kähne springend, ruderten sie mit verzweifelten Anstrengungen nach den Brigantinen und überließen die Pferde ihrem Schicksal. Gegen diese letzteren richteten die Wilden nunmehr ihre Wuth. Die stattlichen Thiere vertheidigten sich, indem sie hinten ausschlugen und sich bäumten, und einige von den Indianern geriethen über die vermeintlichen wilden Raubthiere so in Schrecken, daß sie ins Wasser sprangen; die übrigen aber machten auf die armen Pferde, wie auf Wildpret, Jagd, durchbohrten sie mit ihren Pfeilen und tödteten sie endlich sammt und sonders.

So jämmerlich endete der Ueberrest der dreihundertundfunfzig edlen Rosse, welche Florida in so schimmerndem Aufzuge betreten hatten. Als die

Spanier sahen, wie diese treuen Thiere vor ihren Augen hingeschlachtet wurden, ohne daß sie im Stande waren, ihnen zu Hülfe zu kommen, vergossen sie Thränen, als wären die Pferde ihre eignen Kinder gewesen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

1543. Die Indianer folgten immerwährend in einiger Entfernung den Spaniern, griffen jedes Fahrzeug, welches etwas zurückblieb, an und fuhren hiermit bis zum sechszehnten Tage der abmattenden Fahrt fort.

Am Bord einer der Brigantinen befand sich ein Soldat, Namens Estevan Añez. Er war von niedriger Herkunft, hatte sich aber der Expedition als Reiter angeschlossen. Sein Roß, obgleich von traurigem Ansehen, war nichtsdestoweniger dauerhaft und stark gewesen und hatte zu den letzten gehört, die umgekommen waren. In Folge des Umstandes, daß er beritten war, hatte Añez an einigen der gefährlichsten Unternehmungen der Ex-

pedition Theil genommen und, ohne je irgend etwas von Bedeutung ausgeführt zu haben, dennoch den Ruf eines tapferen Mannes erlangt, was in Verbindung mit seiner angebornen Rusticität und seinem beschränkten Geist, ihn zu einem Thoren und Großprahler gemacht hatte. An dem genannten Tage nun stieg er in einen, an das Hintertheil der Brigantinen gebundenen Kahn, unter dem Vorwande, mit Moscoso zu sprechen, in der Wirklichkeit aber auf eine wahnwitzige Unternehmung ausgehend. Er veranlaßte fünf junge Cavaliere von Unternehmungsgeist und verwegener Tapferkeit sich ihm anzuschließen, indem er ihnen eine glänzende Heldenthat verhieß. Einer von ihnen, Carlos Enriquez, kaum zwanzig Jahre alt, von anmuthiger Gestalt und ausnehmend schönem Antlitz, war der natürliche Sohn des Don Carlos Enriquez, der wacker kämpfend in der Schlacht von Mauvila fiel *).

Estevan Añez ruderte mit diesen fünf tapfern Jünglingen geradewegs auf die indianische Flotte zu, welche sich hinten quer über den Fluß aus-

*) S. oben S. 51 und 52, wo der Vater ebenfalls ein Jüngling genannt wird, weshalb wohl hier nur von einem natürlichen Bruder die Rede sein kann. Anm. d. Uebers.

breitete. Der Gouverneur, Augenzeuge ihres tollen Spukes, ließ die Trompeten zum Rückzuge blasen. Die Capitäns der Brigantinen riefen ebenfalls und gaben das Zeichen zum Umkehren. Allein je lauter sie riefen, desto halsstarriger und großsprecherischer wurde Estevan Añez, und statt umzukehren, gab er den Brigantinen durch Zeichen zu verstehen, sie möchten nachfolgen. Als Luis de Moscoso die Hartnäckigkeit dieses Wahnsinnigen sah, ließ er ihm durch 46 Spanier nachsetzen und schwor, ihn hängen zu lassen, sobald er zurückgebracht sein würde. Juan de Guzman, der Befehlshaber einer der Brigantinen, war der Erste, der in Begleitung seines Freundes Juan de Vargas in einen Kahn sprang. Guzman bildete sich auf seine Geschicklichkeit im Lenken eines Bootes etwas ein und widerstand den dringenden Bitten seiner Freunde, am Bord der Brigantine zu bleiben.

Die Wilden machten, sobald sie die Spanier herannahen sahen, eine rückgängige Bewegung, um jene dadurch von den Brigantinen zu entfernen, welche mit zusammengelegten Segeln langsam stromaufwärts ruderten, um die in den Kähnen befindlichen Spanier zu unterstützen. Estevan Añez, den sein Dünkel blind machte, ließ sich, statt den Absichten des Feindes zu mißtrauen, vielmehr durch

diese Kriegslist täuschen und ruderte mit verdoppeltem Eifer vorwärts, wobei er ausrief: „Sie fliehen! sie fliehen! auf sie los! auf sie los!“ Die anderen Spanier in den nachfolgenden drei Kähnen verdoppelten gleichfalls ihre Anstrengungen, in der Hoffnung, ihn entweder einzuholen oder zu unterstützen.

Nachdem die Indianer ihre Feinde hatten nahe kommen lassen, veränderten sie die Stellung ihrer Streitmacht und ließen das Mitteltreffen sich zurückziehen, so daß sie einen Halbkreis bildeten und auf diese Weise die Christen in ihre Mitte zu locken gewußt hatten. Hierauf fielen sie dieselben von vorn und von den Seiten wüthend an. Einige sprangen ins Wasser und stürzten die Kähne der Spanier um, von denen viele, vermöge der Schwere ihrer Rüstung, untersanken und ertranken. Andere, welche sich durch Schwimmen oben erhielten, wurden von Pfeilen durchbohrt oder mit Ruderriemen über den Kopf geschlagen, und wieder Andere, die sich an den umgestürzten Kähnen festhalten wollten, davon losgerissen. Auf diese Art kamen 48 Spanier, ohne sich im Geringsten vertheidigen zu können, jämmerlich ums Leben. Nur vier entkamen. Einer von ihnen war Pedro Moron, der Zwitter, der ein fertiger Schwimmer und

in der Kunst, ein Boot zu regieren, außerordentlich geschickt war. Er war gleichfalls in den Fluß gefallen, aber hatte mit großer Geschicklichkeit und Kraft seine Barke wieder erreicht und mit drei anderen Soldaten seine Flucht glücklich bewerkstelligt. Einer seiner Begleiter, Namens Alvaro Nieto, focht allein und wehrte die Wilden ab, während Pedro Moron den Kahn lenkte; aber weder der Heldenmuth noch die Tapferkeit des Einen, noch die Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit des Andern würden ihnen genutzt haben, wäre nicht glücklicher Weise die Brigantine Juan's de Guzman in der Nähe gewesen. Diese Barke war den übrigen vorausgeeilt, da die Mannschaft, welche wußte, daß ihr vielgeliebter Anführer mitten im Handgemenge war, sich mehr angestrengt hatte, so daß sie denn ihre vier Kameraden rettete. Ein anderer Spanier, Juan Terron, erreichte ebenfalls die Brigantine; als ihn aber seine Gefährten aus dem Wasser hoben hauchte er in ihren Armen seinen letzten Athemzug aus, da er von mehr als funfzig Pfeilen durchbohrt war. Die Ueberlebenden versicherten, sie hätten den tapfern De Guzman von den Indianern in einen ihrer Kähne schleppen sehen, ob todt oder lebendig, wußten sie nicht zu sagen.

Luis de Moscoso ordnete auf's Neue seine Flotte und trat seine verhängnißvolle Fahrt wieder an, den Verlust jener edelmüthigen und tapferen Cavaliere tief betrauernd.

Dies war der letzte Angriff der Wilden, welche durch jenen entscheidenden Schlag zufriedengestellt zu sein schienen. Den übrigen Theil des Tages und die folgende Nacht hindurch ließen sie ein unaufhörliches Siegesgeschrei ertönen. Als am folgenden Morgen die Sonne aufging, schienen sie dieselbe anzubeten und ihren Dank für ihren Sieg darzubringen, worauf sie unter dem Schall von Trompeten, Muscheln und Trommeln ein betäubendes Geschrei erhoben, sodann ihren Kähnen die Richtung stromaufwärts gaben und nach ihrer Heimath abfuhren.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

1543. Die abgematteten Spanier fingen endlich wieder frei zu athmen an, als sie ihre grim-

migen Feinde abziehen sahen. Sie dachten jetzt über ihre Lage ernstlich nach. Der Fluß hatte sich bis zu einer Breite von mehreren Meilen ausgeweitet, so daß man in der Mitte weder auf der einen, noch auf der andern Seite Land gewahren konnte. Die Abfahrt der Indianer ließ sie die Nähe des Meeres muthmaßen. Daher blieben sie in der Mitte des Stroms, um nicht etwa in eine tiefe Bucht zu gerathen, und drangen mit Hülfe der Segel und Ruderriemen und eines günstigen Windes vor, bis sie am zwanzigsten Tage eine weite Wasserfläche sich vor ihnen ausbreiten sahen. Links lag eine große Insel, die sich durch ungeheure Quantitäten von Treibholz, das der Fluß herabgeschwemmt und welches sich vermöge des Rückstoßes der Gewässer aus dem Meere aufgehäuft hatte. Etwa eine Meile weiter befand sich eine unbewohnte Insel, wie man dergleichen in den Mündungen großer Flüsse, durch angeschwemmtes Erdreich gebildet, häufig antrifft. Die Spanier gewannen aus diesen Merkmalen die Ueberzeugung, daß sie die Mündung des Mississippi erreicht hatten und daß der endlose Ocean vor ihnen lag.

Sie steuerten jetzt auf die Treibholz-Insel zu und fanden einen sicheren Hafen für ihre Brigantinen; denn sie konnten diese neben die schwim-

menden Holzmassen legen, welche mit der Ebbe und Fluth sanken und stiegen, und durch Anbinden an Stämme riesenhafter Bäume, die hier in einander lagen, sie eben so sicher stellten wie bei einem Hafendamm. Hier landeten sie und kielholten ihre Schiffe, um etwaigen Schaden, den sie erlitten haben konnten, auszubessern und sie für die Stöße im Meere in Stand zu setzen; auch schlachteten sie die wenigen noch am Leben gebliebenen Schweine, um Speckvorrath zu erhalten. Diese Arbeiten nahmen jedoch nur wenig Zeit weg; der Hauptzweck des Landens war Ruhe und Rast. Sie waren durch die beständige Wachsamkeit, die sie in den verflossenen drei Wochen hatten aufbieten müssen, so erschöpft, daß sie zwei Tage lang wenig mehr thaten, als schlafen, und zwar so tief, daß sie wie Todte dalagen.

Am dritten Tage zur Mittagszeit wurden sie durch das Erscheinen von Feinden aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Sieben Kähne kamen aus Schilf und Binsen hervor und den Spaniern so nahe, daß man sich gegenseitig zurufen konnte, worauf ein riesenhafter Indianer, schwarz wie ein Aethiopier, sei es nun von Natur oder weil er sich bemalt hatte, sich vorn in dem vordersten aufrichtete und sie mit einer Donnerstimme anredete. Nach

einer, von drohenden Blicken und Gebehrden begleiteten kurzen Rede lenkte er den Kahn um und schoß in Begleitung seiner Gefährten wieder zwischen die Binsen, in denen man von Zeit zu Zeit noch andere Kähne, wie in einem Hinterhalt, sich hin und her bewegen sah.

Nachdem die Worte des schwarzen Kriegers von den indianischen Dienern, welche sie zum Theil begriffen hatten, gedeutet worden waren, ergab es sich, daß es Schimpfworte und feindselige Drohungen gewesen waren. Moscoso, welcher fürchtete, daß seine Feinde ihre Drohungen ausführen und den Versuch machen möchten, ihn bei Nacht zu überfallen und seine Schiffe zu verbrennen, beschloß, ihnen zuvorzukommen und den ersten Streich zu thun. Er schickte demzufolge eine Abtheilung von auserlesener Mannschaft in fünf Kähnen ab, um das Röhricht anzugreifen. Zu ihr gehörten zweiundzwanzig Armbrustschützen und drei gewöhnliche Bogenschützen. Einer der Letzteren war ein geborner Engländer; ein Anderer hatte von seinem Knabenalter bis zu seinem 28. Jahre in England gelebt und dort seine Geschicklichkeit im Handhaben des Bogens und langen Pfeils, wofür die Engländer berühmt waren, erlangt. Auf der ganzen Expedition hatten diese beiden Bogenschützen von

keiner anderen Waffe Gebrauch gemacht und sich durch ihr Verderben bringendes Zielen und Treffen ausgezeichnet. Der dritte Bogenschütze war ein Indianer, Diener des tapfern Juan de Guzman, der in dem letzten Gefecht gefallen war und dem er bei allen Gelegenheiten seit der ersten Landung seines Gebieters in Florida treu gedient hatte.

Diese Abtheilung wurde von Gonzalo Silvestre und Alvaro Nieto angeführt. Sie fanden die feindlichen Kähne zwischen den Binsen in furchtbarer Anzahl in Schlachtordnung aufgestellt. Die Wilden warteten, bis ihre Feinde auf Bogenschußweite sich genähert hatten, worauf sie einen Hagel von Pfeilen abschossen, wodurch mehrere Soldaten verwundet wurden, dann zwischen das Röhricht schlüpften und zum zweiten Mal Halt machten. Auf diese Weise schossen sie, schwenkten sich und drangen wieder zur Attake vor, als wären es Cavallerietruppen gewesen. Die Armbrust- und die drei Bogenschützen ängstigten die Indianer durch ihre unablässig abgeschickten und wohlgezielten Geschosse ungemein, bis endlich die Spanier im Stande waren, dicht heran zu kommen, drei feindliche Kähne umstürzten, mehrere von der Mannschaft tödteten und die ganze Flotte in die Flucht trieben. Ihnen war übrigens selbst in diesem

Handgemenge arg mitgespielt worden; die meisten hatten Wunden davon getragen und darunter die beiden Anführer.

Moscoso fürchtete einen nächtlichen Ueberfall und daß die Schiffe in Brand gesteckt werden möchten, und so schiffte er seine sämmtlichen Streitkräfte ein und segelte nach der unbewohnten Insel, vor der er, unterhalb des Windes, bei vierzig Faden Wasser vor Anker ging. Die ganze Nacht schliefen die Spanier, Gewehr im Arm, am Bord ihrer Schiffe, stets kampffertig; sie wurden jedoch von dem Feinde nicht weiter beunruhigt.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

1543. Sobald es zu tagen begann, versammelte der Gouverneur seine Offiziere zu einer Berathung über die Frage, welcher Cours nunmehr zu steuern sei. Der Versuch, nach Cuba oder Hispaniola zu segeln, wurde, als gar nicht in Frage kommend, betrachtet, da sie die dortigen Häfen

nicht aufzufinden wußten und auch mit den zu einer solchen Reise erforderlichen nautischen Instrumenten nicht versehen waren. Es wurde also beschlossen, nach der mexicanischen oder neuspanischen Küste die Richtung zu nehmen; denn wenn sie dahin steuerten, hatten sie stets zu ihrer Rechten Land, wohin sie, so oft die Gelegenheit es erforderte, ihre Zuflucht nehmen konnten.

Juan de Añasco trat jetzt mit seinem gewöhnlichen lärmenden Eifer hervor, den er an den Tag legte, so oft es sich um die Annahme einer wichtigen Maßregel handelte. Er that sich viel zu gut auf seine Kenntniß in nautischen Dingen, wie dies bei ihm auch hinsichtlich anderer Gegenstände des Wissens der Fall war, und erklärte, daß, nach den Karten, die er gesehen habe, von dem Platze aus, wo sie damals zu sein glaubten, die Küste in östlicher und westlicher Richtung bis zum Palmenflusse sich erstrecke und von diesem Fluß bis nach Neu-Spanien in nördlicher und südlicher Richtung sich ausdehne und dabei eine bedeutende Krümmung mache. Er rieth daher, daß sie in südwestlicher Richtung in See stächen und quer über den Golf steuerten: auf diesem Wege könnten sie die mexicanische Küste in zehn bis zwölf Tagen erreichen, wogegen die Fahrt, wenn sie sich in der Nähe des

Landes hielten und den Krümmungen der Küste folgten, nothwendig sich in die Länge ziehen würde und der Winter sie vor der Ankunft in einem Christenlande überfallen könnte. Um seine Ideen zu erläutern, zog er ein Stück Pergament, aus einem Rehfell bereitet und eine, in rohen Umrissen nach seinen Begriffen von der Küste entworfene Karte darbietend, so wie ein altes Astrolabium, welches, von Metall, aus dem Brande von Mauvila gerettet worden war und welches er mit ängstlicher Sorgfalt aufbewahrt hatte, und endlich einen Jacobsstab *), den er aus einem Winkelmaß verfertigt hatte, hervor. Mit diesen Werkzeugen Beobachtungen anzustellen und das Steuerruder zu lenken beabsichtigend, erbot er sich, das Geschwader quer über den Golf nach den Gestaden von Neu-Spanien zu lootsen.

Der Gouverneur war Anfangs geneigt, diesen Rath anzunehmen, besonders, da derselbe von einigen Offizieren unterstützt wurde. Die Mehrzahl widersetzte sich dem jedoch; zum Theil aus Zweifeln

*) Ein astronomisches Werkzeug zum Messen der Höhe der Sonne und der Gestirne, welches jedoch seit der Erfindung der Quadranten und Sextanten nicht mehr gebraucht wird. Anm. d. Uebers.

gegen die nautischen Kenntnisse Añasco's, der, wie sie wußten, nur wenig praktische Erfahrung hatte, zum Theil vielleicht auch aus Neid darüber, daß ihm in momentanen Diensten so oft die Anführung zuertheilt wurde, hauptsächlich aber wegen der wirklichen Gefahren, die mit der Befolgung seines Rathes verknüpft waren. Sie stellten vor, daß die so leicht gebauten und unbedeckten Brigantinen bei dem geringsten Sturm in Gefahr gerathen würden, zu versinken; daß auf der hohen See selbst bei Windstille oder günstigem Winde eine nicht minder große Gefahr aus dem Mangel an süßem Wasser, für welches nur so wenige Fässer da waren, erwachsen und daß es endlich der höchste Grad der Verwegenheit sein würde, ohne Kompaß und ohne einen erfahrenen Lootsen oder Steuermann einen unermeßlichen und unbekannten Golf zu überschiffen zu suchen. Sie meinten daher, daß, obgleich langsamer, es doch bei weitem sicherer sein würde, den Lauf längs der Küste zu nehmen, wo sie dann und wann der Lebensmittel wegen landen und bei eintretendem ungestümen und stürmischen Wetter in den Buchten, Baien und Flußmündungen ihre Zuflucht nehmen könnten. Dieser Rath gewann endlich, sehr zum Verdruß Añasco's, die Oberhand.

Es wurden hierauf Befehle zum Segeln gegeben, als beim Lichten der Anker das Kabeltau der Brigantine des Gouverneurs sprang. Unglücklicher Weise war keine Boye zum Bezeichnen der Ankerstelle vorhanden, und dabei das Wasser außerordentlich tief. Sechs Stunden lang wurden die geschicktesten Taucher zum Aufsuchen des Ankers in Thätigkeit gesetzt, allein vergebens; man suchte sich daher mit einem schweren Stein, dessen Gewicht noch durch Gebisse der Reiterzäume vermehrt wurde, den Mangel zu ergänzen.

Erst um drei Uhr Nachmittags gingen die Spanier unter Segel. Der Gouverneur und Añasco führten das Geschwader an. Sie steuerten zwei bis drei Meilen in die hohe See hinaus, worauf die Capitäns der übrigen Schiffe heransteuerten, Moscoso anriefen und fragten, ob er, gegen den Beschluß des Kriegsraths, die Küste zu verlassen beabsichtige, in welchem Fall, wie sie erklärten, sie ihn verlassen und jeder seinen eignen Cours steuern würde.

Moscoso erwiederte, er steure in die hohe See hinaus, um während der Nacht mit desto größerer Sicherheit segeln zu können; er werde indeß noch bei Tage nach der Küste zurückkehren. Die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch

setzte das kleine Geschwader mit günstigem Winde seinen Lauf fort und zwar, zum Erstaunen der Mannschaft, in süßem Wasser, welches jedoch von der ungeheuren Wassermasse herrührte, die der Mississippi ausströmte. Bei Anbruch der Nacht wurden neben einer Felseninsel die Anker ausgeworfen, um einiger Ruhe zu pflegen.

Juan de Añasco zog hier abermals seine Rehfell-Karte hervor und eiferte gegen den Zeitverlust und die Mühseligkeiten, womit das ängstliche Kriechen längs dem Gestade, statt des kühnen Hinaussteuerns in den Golf, verknüpft sei. Seine Beweisgründe fanden endlich Eingang und am folgenden Morgen steuerten sämmtliche Schiffe auf die See hinaus. Zwei Tage lootsʼte sie Juan de Añasco mit Hülfe seines Astrolabiums und Jacobsstabes, und indem er sich aus der Rehfell-Karte häufig Raths erholte, siegreich. Endlich fing das Trinkwasser an spärlich zu werden, und die Mannschaften waren jetzt geneigt, sich der Küste wieder zuzuwenden, woran sie aber durch einen ihnen gerade entgegenwehenden Wind verhindert wurden.

Dieser Wind hielt zwei Tage an und ließ sie auf der hohen See umhertreiben, bis ihr Wasservorrath fast erschöpft war. Sie ergossen sich jetzt in bitteren Ausfällen gegen Juan de Añasco, weil

er den Rath ertheilt, und gegen den Gouverneur, weil er denselben befolgt hatte, und schworen, daß wenn sie wirklich wieder in die Nähe des Landes kommen sollten, sie längs der Küste steuern und Moscoso und dessen nautischen Rathgeber ihren Cours nach Belieben einschlagen lassen würden. Am vierten Tage, als es bis zum letzten Tropfen Wassers gekommen war, wendete sich der Wind etwas und alle Ruderriemen in Bewegung setzend, ruderten sie nach der Küste zu. Diejenigen von den Mannschaften, die von nautischen Dingen etwas verstanden, ließen jetzt ihren Verdruß gegen Juan de Añasco aus, als einen sich unberufener Weise einmengenden Menschen, der vor dieser Expedition nie zur See gewesen sei und vom Seefach nichts verstehe. Die gemeinen Soldaten machten sich lustig auf Kosten seines Astrolabiums und seiner Rehfell-Karte. Als dies Añasco zu Ohren kam, schleuderte er seinen Jacobsstab mit der daran gebundenen Karte ins Meer und wollte schon das Astrolabium nachschicken, als die Besonnenheit seinen Zorn besänftigte. Glücklicher Weise schwammen der Jacobsstab und die Karte oben und wurden von den nachfolgenden Brigantinen wieder aufgefischt, und Juan de Añasco beruhigte sich allmählig wieder. Er scheint in der That der Einzige bei

dem Geschwader gewesen zu sein, der einen richtigen Begriff von der Lage und dem richtigen Cours hatte, und seine Ansicht von dem Lauf der Küste stimmte im Wesentlichen mit der Wahrheit überein.

Achtunddreißigstes Kapitel.

1543. Erst nach vieler Mühe und Anstrengung waren die Spanier im Stande, bis zum Gestade zu rudern, wo sie auf einem, nirgends Schutz darbietenden, sandigen Strand landeten. Am Abend erhob sich ein starker Wind aus Süden, der die Schiffe von ihren schwachen Ankern trieb und der Gefahr des Scheiterns aussetzte. Die Mannschaften mußten ins Wasser springen und sich gegen die Fahrzeuge anstemmen, um deren Leckwerden zu verhindern. Sobald der Wind sich gelegt hatte, machten sie in dem Sande Gruben und gewannen daraus Trinkwasser, welches hinreichte, um ihre Fässer damit zu füllen. Auf diese Weise versorgten sie sich auf der ganzen Reise mit Wasser,

wo keine Quellen oder Flüsse in der Nähe waren. Nach vierzehntägiger Fahrt gelangten sie nach vier bis fünf kleinen Inseln, nicht weit vom Festlande. Hier fanden sie unzählige Schaaren von Seevögeln vor, welche ihre Nester auf den Sand und so dicht neben einander gebaut hatten, daß es beinahe unmöglich war, umherzugehen, ohne auf sie zu treten. Die Mannschaften landeten und kehrten mit Eiern und jungen Vögeln, die fast zu fett zum Essen waren, an Bord zurück. Sie verließen diese Inseln und fuhren die Küste entlang, bis sie ein schönes, schilffreies Gestade, welches von einem Hain großer Bäume, frei von Gebüsch, Farrenkräutern oder Gestrüpp, begrenzt war, erreichten. Da sie hier große Massen jenes Meerschaums, welcher Copeck genannt wird und dem Peche gleicht, vorfanden, so verweilten sie hier mehrere Tage, zogen ihre Brigantinen an den Strand, kalfaterten deren Fugen und überschmierten sie mit dem, mit Schweinsfett vermischten Copeck. Während sie mit dieser Arbeit beschäftigt waren, wurden sie mehrmals von einigen Eingebornen besucht, welche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, jedoch in ihrem Benehmen friedfertig waren und Mais brachten, den sie gegen Felle austauschten. Die Spanier wurden, ihre Reise fortsetzend, an einigen Stellen

der Küste durch Wolken von Moskitos ungemein geplagt und die Stiche dieser Insekten waren so giftig, daß die Gesichter der Leute anschwollen und gänzlich entstellt wurden. Es war daher erforderlich, daß sich Leute neben die Ruderer stellten und, während diese mit dem Rudern beschäftigt waren, jenes Geschmeiß von ihren Köpfen abwehrten.

Wenn das Wetter angenehm war, beschäftigten sich einige der Leute mit dem Fischen, während andere ans Land gingen und Schalthiere sammelten; denn sie hatten nur noch spärliche Rationen, da das Schweinefleisch verzehrt und der Mais auf die Neige gegangen war. Unter den gefangenen Fischen waren einige von bedeutender Größe, und einer darunter schlug mit seinem Schwanz so heftig um sich, daß er den unbehutsamen Fischer ins Wasser stürzte.

Während eines 53tägigen Zeitraums hielten sich die Spanier, westwärts steuernd, längs der Küste. Jedoch wurde ein großer Theil dieser Zeit mit dem Ausbessern der Schiffe, dem Fischen und damit hingebracht, daß sich die Mannschaft gegen rauhes und stürmisches Wetter zu schützen suchte. Juan de Añasco, der die zurückgelegte Strecke berechnete, behauptete zuversichtlich, daß der Palmenfluß in der Nähe sein müsse, von wo aus, wie er,

nach seinen Erinnerungen aus der Karte, die er eingesehen, schon früher darzuthun gesucht hatte, die Küste in der Richtung von Norden nach Süden lief. Das Geschwader steuerte demnach etwas in die hohe See hinaus und am folgenden Morgen in der Frühe gewahrte man in der Ferne Palmenbäume, die sich über die Wasseroberfläche erhoben, und bemerkte, daß die Küste merklich von Norden nach Süden sich erstreckte. Nachmittags begannen weithin hohe Gebirge zum Vorschein zu kommen — die ersten, die sich in irgend einem Theil der Seeküste seit ihrer ersten Landung in Espiritu Santo gezeigt hatten. Juan de Añasco fand jetzt für seine Ansichten Eingang und Anerkennung bei seinen Gefährten und es wurde der Schluß gezogen, daß sie während der Nacht den Palmenfluß passirt hätten. War dies wirklich der Fall, so konnten sie nicht über sechzig Meilen von dem Panucofluß, in der Nähe der spanischen Niederlassungen, entfernt sein.

Sie waren übrigens noch nicht weit gekommen, als ein heftiger Sturm aus Norden sich erhob. Fünf Brigantinen, unter ihnen die des Gouverneurs, steuerten dem Lande zu; die beiden anderen Caravellen dagegen, von denen die eine von dem Schatzmeister Juan Gaytan, der nach

dem frühzeitigen Tode De Guzman's alleiniger Capitän war, und die andere von Juan Alvorado und Christoval Mosquera befehligt wurde, hatten sich den drohenden Sturm nicht zeitig genug zur Warnung dienen lassen und waren dessen Wuth, weil sie sich zu weit von der Küste entfernt gehalten hatten, die ganze Nacht hindurch preisgegeben. Gaytan's Caravelle war einmal in dringender Gefahr. Eine plötzliche Sturzwelle hob ihren Mast aus dem Fußgestell und stürzte ihn um, und nur mit der größten Mühe und Anstrengung gelang es, ihn wieder aufzurichten. Als es am folgenden Morgen zu tagen begann, tos'te der Sturm, statt nachzulassen, wie die Seeleute vorherverkündet hatten, mit erneuerter Heftigkeit. Da die Mannschaften der beiden Caravellen die fünf andern Brigantinen in eine Bucht einlaufen und an einer sichern Stelle vor Anker gehen sahen, verdoppelten sie ihre Anstrengungen, um ihre Gefährten einzuholen. Alle Bemühungen waren jedoch vergebens, da der Wind ihnen gerade entgegen wehte und sie mehrmals in Gefahr waren, trotz ihren Anstrengungen, in den Abgrund geschleudert zu werden. Sie boten indeß alle ihre Kräfte auf bis zum Nachmittag, wo sie, in der Ueberzeugung, daß alle Mühe nutzlos sei, umlenkten und mit dem Winde

von hinten die Küste entlang segelten, wobei die Wellen stets über sie hereinbrachen, so daß sie in fortwährender Gefahr schwebten, umzuschlagen.

Der Sturm hielt mit unverminderter Wuth 26 Stunden an, während welcher Zeit die Spanier mit Wind und Wellen zu kämpfen hatten, ohne einen Augenblick Ruhe zu genießen und kaum ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Grade als die Sonne im Untergehen begriffen war, erscholl der Ruf: „Land voraus!" Ein Knabe am Bord der von Juan de Alvorado und Christoval Mosquera befehligten Brigantine, sagte zu diesen Hauptleuten: „Señores, ich kenne diese Küste, da ich sie zweimal als Kajütenwächter eines Schiffes besucht habe; das sich links ausbreitende düstere Land ist ein rauhes, mit Klippen besetztes Gestade, welches sich bis zum Hafen von Veracruz erstreckt. Auf dieser ganzen Strecke giebt es weder einen Hafen, noch irgend einen anderen Zufluchtsort, sondern das Gestade ist mit spitz zulaufenden Klippen besetzt, und wenn wir auf diese gerathen, müssen wir Alle umkommen. Das hellfarbige Land rechts ist ein weiches Sandgestade, welches wir noch vor Anbruch der Nacht erreichen können. Sollte uns dagegen der Wind auf jene finstern Küsten treiben,

so haben wir wenig Hoffnung, unser Leben zu retten!"

Sobald die Fahrzeuge einander näher kamen, warnten die beiden Capitains Juan Gaytan und dessen Mannschaft vor der Gefahr. Die Mannschaft beschloß sogleich, den Cours zu verändern und auf das weiße Gestade loszusteuern, allein Juan Gaytan, der ein besserer Schatzmeister, als Schiffsbefehlshaber war, widersetzte sich Dem, mit der Bemerkung, es sei nicht gut gethan, eine werthvolle Barke auf diese Weise preiszugeben. Dies erbitterte die Mannschaft, welche sich zu empören und zu murren begann. „Ist," sprachen sie, „dieses Schiff von größerem Werth, als unser Leben? Ihr bildet Euch auf Euren Rang als königlicher Schatzmeister etwas ein. Habt Ihr Holz geschnitten, oder Kohlen für die Schmiede bereitet, oder Eisen zu den Nägeln ausgehämmert, oder die Schiffe kalfatert, oder überhaupt irgend etwas gethan? Nein! Ihr entschuldigtet Euch mit Eurem Range als Beamter des Kaisers; so sagt denn also, was habt Ihr zu verlieren, wenn die Brigantine scheitert?"

Den Befehlshaber nicht beachtend, machten sich die angesehensten Soldaten daran, die Segel zu spannen, und ein Portugiese, Namens Domin-

gos de Acosta, ergriff das Steuerruder und lenkte den Bug der Barke nach dem ersehnten Ufer hin. Nach mehrmaligem Umlegen und Wenden gerieth die Barke noch vor Sonnenuntergang auf den Strand, und es gelang der Mannschaft, das Fahrzeug zu löschen und auf das Trockene zu ziehen. Die andere Brigantine bewerkstelligte eine Landung auf ähnliche Weise und mit demselben Erfolg.

Neununddreißigstes Kapitel.

1543. Die Mannschaften der beiden Barken versammelten sich jetzt, um zu bestimmen, was nunmehr zu thun sei. Es wurde einstimmig beschlossen, Boten auszusenden, die den Gouverneur aufsuchen und ihm Nachrichten von ihrer Lage überbringen sollten. Allein wer sollte sich dieser gefahrvollen Reise unterziehen? Es mußten dreizehn bis vierzehn Meilen durch ein unbekanntes Land gemacht, Flüsse durchwatet und vielleicht auch durch Feinde der Weg gebahnt werden.

Gonzalo Quadrado Xaramillo und Francisco Muñoz waren zu dem Unternehmen bereit, und nachdem sie sich mit einem Vorrath von Lebensmitteln versehen und sich mit ihren Schilden und Schwertern umgürtet hatten, traten sie um Mitternacht ihre gewagte Fahrt an.

Ihre Kameraden kehrten hierauf zu den Brigantinen zurück, stellten Schildwachen aus und gaben sich nach ihren harten Anstrengungen einer erquickenden Ruhe hin. Es hatte am folgenden Morgen kaum getagt, als sie drei Hauptleute auserwählten, um, jeder mit zwanzig Mann, aufzubrechen und das Land zu erforschen. Die eine Abtheilung folgte dem Lauf der Küste nach Norden, eine andere der südlichen Richtung und die dritte, unter Gonzalo Silvestre, drang nach Westen zu ins Innere vor.

Die beiden ersten Streifcorps kehrten nach kurzer Zeit zurück, das eine mit einer halben Schüssel von weißem Porzellan und spanischer Fabrik, das andere mit einem zerbrochenen Napf von bemalter Töpferwaare. Das Entzücken ihrer Kameraden beim Anblick dieser Anzeichen der Nähe einer spanischen Niederlassung ist leichter zu begreifen, als zu beschreiben.

Gonzalo Silvestre und seine Schaar waren

etwas über eine Viertelmeile weit gekommen, als sie einen herrlichen See von süßem Wasser, der sich auf die Strecke einer halben Meile vor ihnen ausbreitete, gewahrten und auf ihm mehrere Kähne mit Indianern, die dem Fischen nachgingen, erblickten. Aus Besorgniß, daß diese ihrer ansichtig werden und Lärm schlagen möchten, zogen sie sich in ein, den See begrenzendes Gehölz hinein und gingen still und behutsam eine Viertelmeile weiter, als sie zwei Indianer unter einem Kujavenbaum und die Früchte auflesend erblickten. Sie schlichen sich zwischen dem Gesträuch auf dem Boden heran, bis sie hinreichend nahe gekommen waren, worauf sie alle zu gleicher Zeit aufsprangen und hervorbrachen, um die Indianer zu ergreifen, von denen der eine sich in den See stürzte und durch Schwimmen entkam, wogegen der andere zum Gefangenen gemacht wurde. Die Spanier erbeuteten zu gleicher Zeit zwei Körbe voll Kujaven, einen mexicanischen Truthahn, zwei spanische Hühner und etwas Mais, und begaben sich sodann mit aller Eile nach den Schiffen zurück.

Als sie nach dem Seegestade kamen, sahen sie ihre Kameraden mit der Besichtigung der von den beiden Hauptleuten aufgefundenen Merkmale der Civilisation beschäftigt. Als nun aber die Spanier

die von Silveſtre und deſſen Schaar mitgebrachten Gegenſtände erblickten, gebehrdeten ſie ſich vor Freude wie Wahnſinnige. Ein Wundarzt, der früher in Mexico geweſen war, fragte den indianiſchen Gefangenen, wie eine Scheere, die er in der Hand hielt, hieße, und der Indianer nannte ſogleich den ſpaniſchen Namen. Hierdurch gewannen ſie die Ueberzeugung, daß ſie ſich auf dem mexicaniſchen Gebiet befanden, und dies entzückte ſie in ſolchem Grade, daß ſie Silveſtre und deſſen Leute umarmten, den Hauptmann auf die Schultern nahmen und im Triumph am Geſtade umhertrugen.

Nachdem dieſe freudige Aufwallung ſich gelegt hatte, erkundigten ſie ſich genauer nach dem Lande und erfuhren, daß der Fluß, wo Luis de Moscoſo mit den fünf Brigantinen ſeine Zuflucht genommen hatte, der Panuco war, und an deſſen Ufer, zwölf Meilen hinaufwärts, eine gleichnamige Stadt lag. Der Indianer erzählte ihnen außerdem, daß etwa eine Meile von dort ein Kazike wohne, welcher leſen und ſchreiben könne und von chriſtlichen Prieſtern erzogen worden ſei.

Dieſe frohe Kunde beglückte ihre Herzen, und nachdem ſie den Indianer feſtlich bewirthet und beſchenkt hatten, fertigten ſie ihn an den chriſtlichen Kaziken ab, mit dem Geſuch, der Letztere möge

etwas Dinte und Papier entweder bringen oder schicken. Der Bote kehrte bald zurück, in Begleitung des Kaziken, der ein Gefolge von acht Indianern bei sich hatte, welche Hühner, Maisbrot und verschiedenartige Früchte und Fische, nebst Papier und Dinte brachten. Die Spanier sandten sogleich einen Eingebornen mit einem Schreiben an Moscoso, dem sie von Allem, was sich zugetragen hatte, Bericht erstatteten, ihn zugleich um Weisungen hinsichtlich ihres ferneren Verhaltens bittend.

Mittlerweile gewahrte Moscoso, als er mit seinen fünf Brigantinen vor dem Sturm auf den Fluß flüchtete, zu seiner großen Freude am Ufer mehrere, in spanischer Tracht einhergehende Indianer. Sie spanisch anredend, fragte er sie, in welchem Lande sie wären. Die Indianer antworteten in derselben Sprache, daß sie auf dem Panucoflusse sich befänden und daß die Stadt dieses Namens keine funfzehn Meilen entfernt wäre. Alsbald eilten die Spanier an's Land, küßten wiederholt den Boden, warfen sich auf die Kniee und ergossen sich in Dankgebeten gegen Gott.

Hierauf machten sie sich unverweilt nach der Stadt Panuco auf den Weg, wo nach wenigen Tagen ihre schiffbrüchigen Kameraden mit ihnen zusammen-

trafen. Nachdem sie die Stadt betreten hatten, war ihre erste Handlung, sich in die Kirche zu begeben und Gott ihren Dank darzubringen, daß sie aus so vielen Gefahren und Drangsalen errettet waren. Die Bürger drängten sich schaarenweise nach der Kirche, um ihnen ihren Beistand anzubieten. Der Corregidor nahm Moscoso in seine Wohnung, machte ihn zu seinem Gast und brachte dessen Begleiter bei den übrigen Einwohnern unter.

Die Stadt war größtentheils von Stein erbaut und enthielt etwa siebzig Familien, welche einfach, aber in Wohlstand lebten; das Einkommen der Reichsten betrug nicht über fünfhundert Kronen. Viele Einwohner waren übrigens artige Cavaliere und alle waren von Mitleid gerührt beim Anblick dieser verschlagenen Ueberreste der stattlichen Armada, die bei ihrer Abfahrt von Cuba so große Erwartungen erregt hatte.

Die von der Unternehmung am Leben gebliebenen Personen waren in der That geschwärzt, garstig, runzelig und halb nackend, und nur mit den Häuten oder Fellen von Wild, Büffeln, Bären und anderen Thieren bekleidet, so daß sie, wie der spanische Geschichtschreiber bemerkt, eher wilden Thieren, als menschlichen Geschöpfen ähnlich sahen.

Vierzigstes Kapitel.

1543. Der Oberbeamte von Panuco fertigte auf der Stelle einen Eilboten an Don Antonio de Mendoza nach Mexico, welche Stadt siebzig Meilen entfernt lag, ab, um ihn von der Rückkehr des kleinen Ueberrestes von Hernando de Soto's Heer aus Florida zu benachrichtigen. Der Vicekönig ließ unverweilt den Befehl zurückgehen, daß diese Spanier auf das Zuvorkommendste behandelt und, sobald sie von ihren Mühseligkeiten und Beschwerden sich hinreichend erholt, mit allen Bedürfnissen zu ihrer Reise nach der Hauptstadt versehen werden sollten. Er begleitete seine Botschaft mit einem Vorrath an Hemden und Sandalen und vier Maulthieren, die mit Leckerbissen und Arzneien für die Kranken beladen waren.

Während Luis de Moscoso und seine Leute in dieser Stadt sich aufhielten, hatten sie Zeit und Muße, über das von ihnen verlassene schöne Land nachzudenken, und sie fingen an, zwischen diesem

und Panuco Vergleichungen anzustellen. Sie fanden, daß hier das Volk nur in mittelmäßigen Umständen war, und weder Gold, noch Silber, noch überhaupt Schätze irgend einer Art besaß. Die Kleidung bestand aus weiter nichts als baumwollenen Gewändern, und die einzige Quelle des Reichthums in der Pferdezucht und dem Anpflanzen von Maulbeerbäumen. Die Abentheurer begannen nunmehr, die schönen Provinzen, die sie entdeckt hatten, deren wilde Fruchtbarkeit und üppige Fülle, ihre Empfänglichkeit für den Anbau des Mais, des Getreides und Gemüses, ihre grünen Wiesen und üppigen Weiden, ihre unermeßlichen Landstriche mit Waldland, von fließenden Gewässern durchströmt und zur Schaf- und Rindviehzucht so sehr geeignet, sich ins Gedächtniß zu rufen. Vor Allem aber gedachten sie der Schätze von Perlen, die sie nicht zu schätzen gewußt, da jeder Abentheurer sich für einen Herrn grenzenloser Grundbesitzungen gehalten hatte.

Dies Alles in ihren Gemüthern erwägend, entstand unter ihnen ein Murren. „Hätten wir nicht," sprachen sie, „können in Florida wohnen, wie diese Spanier in Panuco leben? und hätten wir uns dort niedergelassen, würden wir nicht wohlhabender, als unsere Wirthe hier gewesen sein?

Ist es Recht, daß wir kommen und Gastfreundschaft erhalten von Anderen, die ärmer sind, als wir, die wir ganz Spanien hätten bewirthen können? Ist es zu unserer Ehre glaublich, daß wir, die wir hätten Häuptlinge sein können, hierher gekommen sind, um zu betteln? Weit besser wäre es für uns gewesen, in dem schönen Lande, welches wir verlassen haben, heldenmüthig untergegangen zu sein mitten unter den kriegerischen Kämpfen und den Mühseligkeiten der Entdeckungsfahrt, als hier in ruhmloser Unthätigkeit zu wohnen!"

Dieses Murren in ihrer Armuth rief heftige Zwietracht unter den mißvergnügten Soldaten hervor. Ihre größte Wuth war jedoch gegen den königlichen Schatzbeamten und gegen Diejenigen gerichtet, welche nach dem Tode des Gouverneurs Hernando de Soto darauf bestanden, Florida zu verlassen, und Luis de Moscoso hartnäckig gezwungen hatten, jenen unglücklichen und verderblichen Zug nach der Provinz von Los Vaqueros zu unternehmen, statt, wie beabsichtigt war, zwei Brigantinen nach Verstärkungen abzuschicken. Es kam zu verschiedenen Raufereien, bei denen Blut floß und Mehrere das Leben einbüßten. Die Offiziere und Cavaliere waren genöthigt, in den Häusern zu bleiben, und

die Stadt gerieth durch unaufhörlichen Aufruhr unter den Soldaten in Verwirrung.

Der Corregidor von Panuco, welcher einsah, daß diese Zwietracht mit jedem Tage zunahm, benachrichtigte davon den Vicekönig, Don Antonio de Mendoza, der den Befehl ertheilte, Moscoso und dessen getäuschte und mißvergnügte Truppen in kleinen Abtheilungen von zehn bis zwanzig Mann sofort nach Mexico zu senden und dafür zu sorgen, daß Diejenigen, welche in Zwist mit einander lagen, getrennt würden, damit sie nicht unterwegs mit einander handgemein werden möchten.

In Gemäßheit dieses Befehls verließen sie Panuco nach einem 25tägigen Aufenthalt daselbst. Unterwegs strömten die Einwohner überall herbei, begierig, Leute zu sehen, welche solche Drangsale überlebt und solche Mühseligkeiten erduldet hatten. Das Gerücht von ihren großen Leiden und kühnen Thaten hatte sich durch das ganze Land verbreitet und Indianer sowohl wie Spanier bewirtheten sie auf ihrer Reise mit großer Freundlichkeit. Als sie vor der berühmten Stadt Mexico ankamen, strömten die Einwohner schaarenweise heraus, um sie zu empfangen, und führten sie in ihre Wohnungen, wo sie festlich bewirthet und mit köstlichem Schmuck bekleidet wurden. Der Vicekönig be-

handelte den Gouverneur und dessen Offiziere mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit, und dehnte seine Freigebigkeit auf den geringsten Soldaten aus.

Von den Fellen und Pelzwerken, welche das Heer noch aufbewahrt hatte, wurden einige in Mexico zu einem hohen Werthe angeschlagen. Auch einige noch mitgebrachte Perlenschnüre wiesen sich als von unermeßlichem Werthe aus. Vor Allem aber wurden die schönen Marderfelle hochgeschätzt. Da die Soldaten fanden, daß reiche Leute auf das, was sie verschmäht hatten, einen solchen Werth legten, nahm ihre Muthlosigkeit überhand; sie brüteten mit bitteren Gefühlen über ihre Thorheit, ein Land verlassen zu haben, dessen Entdeckung ihnen so viel gekostet hatte und wo solche schätzbare Artikel in Fülle vorhanden waren. Unzufrieden mit sich selbst, vergaßen sie ihre frühere Waffenbrüderschaft und es kam unter ihnen auf's Neue zu blutigem Hader und Zank.

Der Gouverneur, um sie zu trösten, versprach, daß, wenn sie nach Florida zurückzukehren wünschten, er sich der Eroberung dieses Landes persönlich unterziehen wolle; er hatte in der That Neigung zu dieser Unternehmung, und bot vielen von den Offizieren und Gemeinen Besoldungen an, wenn sie ihn begleiten wollten. Einige nahmen seine

Vorschläge an, allein die meisten unter ihnen bebten, als es zur Probe mit ihnen kam, vor der Rückkehr in ein Land zurück, wo sie so viele Mühseligkeiten und Drangsale erduldet hatten.

Der Unternehmungsgeist Juan's de Añasco war durch getäuschte Hoffnungen erschüttert worden und der neuen Welt, wo er sein Vermögen verschleudert hatte, überdrüssig, kehrte er nach Spanien zurück. Juan Gaytan, der Schatzmeister, Balthasar de Gallegos, Pedro Calderon, Alonso Romo de Cardeños, Arias Tinoco und viele Andere von geringerem Ansehen folgten De Añasco's Beispiel. Gomez Suarez de Figuero kehrte nach dem väterlichen Besitzthum zurück. Einige traten in den geistlichen Stand; einige Wenige blieben in Neu-Spanien, unter ihnen der Gouverneur, Luis de Moscoso de Alvorado, der eine Anverwandte, eine Frau von Rang und Reichthum in Mexico, ehelichte. Die meisten aber suchten ihr Glück in Peru.

Einundvierzigstes Kapitel.

1543. Um diese abentheuerliche Erzählung zu schließen, ist nur noch übrig, von den Fahrten des Diego Maldonado und Gomez Arias einiges zu berichten. Jener segelte, wie wir bereits erzählt haben, mit zwei Brigantinen von Espiritu Santo nach Havana, um Doña Isabella de Bobadilla, Gemahlin von Hernando de Soto, zu besuchen, während Gomez Arias schon vor ihm mit einer Caravelle unter Segel gegangen war. Die beiden Cavaliere hatten die Weisung erhalten, in Havana Schiffe mit Vorräthen an Lebensmitteln, Waffen und Kriegsbedarf zu beladen und damit im Laufe des folgenden Herbstes nach dem Hafen von Achusi zu segeln, wo De Soto nach Erforschung des Innern von Florida ebenfalls einzutreffen gedachte.

Sie kamen demnach in Havana mit einander zusammen, kauften, nachdem sie nach allen benachbarten Inseln einen Bericht von der Entdeckung Florida's gesandt hatten, drei Schiffe und beluden

sowohl diese, wie auch die beiden Brigantinen und die Caravelle mit Vorräthen. Sie hätten noch zwei andere Fahrzeuge damit beladen können; denn die Einwohner der Inseln sandten, als sie einen so günstigen Bericht über Florida vernahmen, und nicht nur schon aus eignem Interesse, sondern auch aus Liebe zu De Soto, alle Lebensmittel, die sie auftreiben konnten.

Die beiden Capitäns gingen unter Segel und gelangten wohlbehalten nach dem Hafen von Achusi; als sie aber De Soto nicht vorfanden, trennten sie sich und fuhren in entgegengesetzten Richtungen die Küste entlang, da sie es für wahrscheinlich hielten, daß er an irgend einer andern Stelle, entweder ost- oder westwärts, zum Vorschein kommen würde. Sie ließen Zeichen in den Bäumen zurück und schnitten Buchstaben in die Rinde, mit der Angabe ihrer, für den folgenden Sommer beabsichtigten Bewegungen, kehrten jedoch, nachdem sie bis zum Eintritt des Winters vergebens umhergekreuzt hatten, niedergeschlagen nach Havana zurück. Im folgenden Sommer besuchten sie die Küste von Florida auf's Neue, fuhren das Gestade entlang, westwärts bis nach Mexico und ostwärts ebenfalls auf eine große Strecke, und kehrten, da dies keinen Erfolg hatte, gegen den

Winter nach Havana zurück. Früh im nächsten Sommer segelten sie nochmals nach Florida, sahen sich aber, nachdem sie sieben Monate mit vergeblichem Forschen verbracht hatten, durch das Wetter gezwungen, umzukehren und im Hafen von Cuba zu überwintern.

Nichtsdestoweniger entschlossen, die Nachforschungen nicht aufzugeben, bis sie Spuren von De Soto entdeckt haben würden, da sie nicht glauben konnten, daß von der Expedition Jeder bis auf den letzten Mann umgekommen sein sollte, gingen sie sogleich mit dem Eintritt des Frühlings im Jahr 1543 wieder unter Segel. Sie kreuzten den ganzen Sommer umher, hatten mit schrecklichen Entbehrungen zu kämpfen und außerordentliche Mühseligkeiten zu erdulden, und gelangten um die Mitte Octobers nach Veracruz. Hier vernahmen sie die traurige Kunde, daß die Spanier Florida verlassen hatten, daß von dem stattlichen Heere nur dreihundert entkommen waren, und daß der Gouverneur, Hernando de Soto, in dem Lande, welches er zu erobern gestrebt hatte, umgekommen war. Mit dieser Unglücksbotschaft begaben sich die beiden Capitäns nach Havana zurück und theilten sie der Doña Isabella de Bobadilla mit. Drei Jahre hindurch war sie durch Bangigkeit über das Schicksal

ihres Gemahls gefoltert worden, und jetzt kam die Nachricht von dem Fehlschlagen seiner glänzenden Unternehmung, von dem Verlust seiner Schätze, dem Ruin seines Besitzthums, dem Sturz seines Hauses und seinem eigenen unglücklichen Tode. Dies war ein niederschmetternder Schlag; Doña Isabella hielt von dieser Zeit an ihr Haupt nicht wieder empor, sondern starb bald nachher an Kummer und Gram ihres Herzens.

Hiermit endigt diese Erzählung vereitelter Hoffnungen und fehlgeschlagener Unternehmungen.

Gedruckt bei C. Feister.